P. o. germ.
1908
h (2

P. o. germ. 1908 h/12
Schloenbach

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

21621.

Originale.

Genrebilder aus der Wirklichkeit

von

Arnold Schloenbach.

Zweiter Band.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.
1853.

Lindauer'sche Bibliothek.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Die Familie Stoops.

Bayerische Staatsbibliothek München

Geht man in Hamburg am Hafen hinauf, hin durch den unermeßlichen Werth, den hier scheinbar nachlässig die bewohnte Erde in Ballen und Kisten aufgehäuft hat, vorbei dem gelben Walde fast unzähliger Masten, mit dem Flaggen-Blätterschmuck in den Farben aller Nationen, und biegt dann bald ein wenig nach links ein, so wandert man durch ein langes, einreihiges Gäßchen, wo jedes einzelne der kleinen Häuser entweder eine Tabagie, oder ein Laden für Matrosen und Schiffer ist. Alle 10—12 Häuser weiter blickt man in einen langen, krummen, schmalen Gang, in einen dunklen, feuchten, übelriechenden Gang, gebildet von der Kehrseite uralter, schwarzgrauer, 6—8 Stockwerk hoher Speicher und Häuser, die jeden Augenblick gegen einander zu fallen drohen. Man kann in diese Gänge kaum hineinsehen, ohne ein gewisses Schaudern zu empfinden, und die Geschöpfe, die hier wohnlich ein- und ausgehen, müssen diese Empfindung eher steigern, als mildern. Betheerte,

ölige, rußige, verrauchte Jacken, bei verbrannten, zerrissenen Wasserstiefeln, modrich riechende, farblose Kleider, schlotterige Tücher, lose um verwelkte schmuzzige Nacken geschlungen, ausgetretene Pantoffeln an strumpflosen Füßen: das Alles paßt zu den Gesichtern in braunen, gelben, grünen, bleichen Farben, die alle Laster, alle Verbrechen, alle Noth, alles Elend, alle Flüche einer Weltstadt abspiegeln. Sie sind schauerlich, diese Gänge, diese Gesichter; noch schauerlicher ist es, sich daran gewöhnen zu können.

In einen solchen Gang müssen indessen die Leser uns folgen, bis zu der einzigen, nicht ausgerenkten Thüre. Es ist ein unheimliches Gefühl, mit dem sie krächzend aufrollt, und durch das unsichtbare Gewicht einer schweren Steinmasse wieder dumpf zusammenschlägt. Tiefes Dunkel ringsum; eine widerliche Atmosphäre, ein aufgebrochenes Steinpflaster, man tappt umher, man stößt an die erste Stufe einer knarrenden, schwankenden Treppe, man berührt mit einer Art Schreck ein schmutzig glattes Seil, man möchte glauben, es sei die frisch ausgestopfte Haut einer giftigen Schlange. Und doch ist man glücklich, diesen robusten, Ariadne-Faden im Labyrinth des unheimlichen Dunkels in Händen zu haben; er giebt Sicherheit auf der steilen, schwan-

kenden Treppe, namentlich wenn man auf einmal eine Stufe vermißt, und nun mit raschem Griff sich festhalten, mit elastischem Schwung die nächste Stufe erreichen will. Und höher geht es hinauf, immer höher, 2—3—4—5 knarrende, schwankende Treppen; die ausgestopfte Schlangenhaut möchte man liebgewinnen, daß sie so mitleidig sich mit hinaufwindet. Endlich ein grau- und blauröthlicher Lichtschimmer, — bald ist das Ziel erreicht; der Strick geht zu Ende: ein langer Gang liegt vor uns, an dessen äußerstem Ende ein kleines Oellicht aus einer zerbrochenen Tasse glimmt, und aus der schwülen, dumpfen Atmosphäre den grünlich-blauen Schimmer hervorlockt. Die zerbrochene Tasse mit dem Oellicht steht auf einem altersschwachen, angenagten Drehstuhl, neben einer starken, eisenbeschlagenen Thüre, dicht unter einem schwarzberäucherten Papier und läßt ihr Licht am deutlichsten auf dessen Inschrift fallen: August Stoops, Dichter; das Wort Dichter ist in deutscher, englischer und französischer Sprache, in großen Buchstaben angebracht; ein aus mehreren Stücken zusammengeknoteter Bindfaden hängt, von der Decke herab, daneben, und da die Thüre verschlossen ist, so muß man vermuthen, daß der Bindfaden eine Klingel in Bewe-

gung setzen kann. Ueber dem Papier mit jener sonderbaren Aufschrift, zunächst von dem Lichte erhellt, ist ein Stückchen Wachsleinewand angeklebt, und darauf steht mit rother Tinte geschrieben: Amandus Stoops, Armen-Advokat; das Wort Armen-Advokat ebenfalls in drei Sprachen. Unter jenem Papier, im Schatten des Lichts, hängt ein, in der Mitte gesprungenes, aber durch Bindfaden zusammengehaltenes Stück rohen Schiefersteines; an dessen oberstem Rande steht mit Kreide geschrieben: Brankel Stoops, Makler; daneben hängt an einem Strickchen, aus Baststreifen um Cigarren zusammengeknüpft, ein kleiner Schwamm und ein Klumpen Kreide, an zwei Seiten zugespitzt.

Wir stehen vor der Wohnung der drei sonderbaren Menschen, mit denen wir uns in dieser Skizze beschäftigen wollen.

Ein Zug an der sonderbaren Klingerschnur ruft ein fernes Klingeln wach; nun einige Augenblicke tiefe Stille, dann hört man dicht vor der Thüre eine eiserne Feder knarren, ein dumpfes Gepolter, und die Thür geht auf. Man tritt ein und sieht nach innen einen schweren Balken sich wieder vorschieben, nach einem unsichtbaren Mechanismus, dessen Ursprung wohl nicht in diesem Zimmer zu suchen ist,

den man aber an einer eisernen Kette durch die Wand verfolgen darf, in das offenstehende, nächste, und von da wieder in das ebenfalls offenstehende dritte Zimmer. In jedem Zimmer finden wir eine Person still, fast regungslos dasitzen, in Papiere vertieft, und nicht glauben lassend, daß Eine von den Dreien die Thüre geöffnet, oder ihren Mechanismus in Bewegung gesetzt habe. Werfen wir nun einen raschen Blick auf diese drei Zimmer und ihre Bewohner.

Im ersten Zimmer sehen wir einen langen Tisch von unpolirten Eichenblättern, roh zusammengefügt; neben aufgeschlagenen, dickleibigen Rechnungsbüchern, kaufmännischen Lexikons und dergleichen, liegen aufgeschlagene Werke von Göthe, Herder, Humboldt, — liegen Homer, Shakespeare, Schiller u. s. w.; neben Pfandzetteln, Preislisten, Börsenblättern ꝛc. liegen angefangene und vollendete Gedichte, Bruchstücke von Trauerspielen und sauber geheftete, wahrscheinlich abgeschlossene Manuscripte ähnlichen Inhalts. Daneben steht ein unendlich einfach zusammengetragenes Rollbette, an den unbekleideten und unbemalten Wänden hängt neben einem Bilde von Byron ein alter Staubkittel, neben einem Bilde von Göthe ein abgetragenes Beinkleid;

alte Kalender und zerrissene Landkarten neben ebenbürtigen Stiefeln und Strümpfen, geschmackvoll von Epheuguirlanden umzogen. Im ganzen Zimmer nur ein Stuhl, ein Dreibein, wie ihn die Schuster haben. Auf diesem Stuhl am Tisch sitzt ein junger Mann von etwa 23—26 Jahren; ärmlich, aber sehr reinlich und mit einer gewissen gentilen Nachlässigkeit angezogen; ein Shakespeare-Kopf, — mit etwas durchwühlten, ängstlich unruhigen Zügen, — auf einer vollendet plastischen Körperform. In der Hand oft sinnend die Feder wiegend, und dann mit hoch aufwallender Brust, mit verklärtem Glanz der großen, tief dunkelbraunen Augen sich über das Papier beugend, und mit einer gewissen Hast, doch großen, inneren Sicherheit schreibend.

Das zweite Zimmer ist schon wohnlicher, wenn auch immer noch sehr dürftig eingerichtet. Ein uraltes Himmelbette verräth einige schwellende Kissen; über dem Bette ist eine Klingelschnur angebracht, und neben dem Bette an der Wand hängt ein verschlossenes Kästchen, dessen Glasthüren uns eine kleine, tragbare Apotheke zeigen. Auf einer alten Komode steht ein kleiner, verschlossener Speiseschrank mit mannigfachen Requisiten für kalte Küche; ein alter Schrank, gleichfalls verschlossen und mit

Glasthüren versehen, zeigt eine reelle, wenn auch ziemlich compacte Winter- und Herbst-Garderobe; an den mit alten, vergilbten Betttüchern behangenen Wänden sind mit Stecknadeln große Papierbogen befestigt, auf denen man Listen mit halb ausgeschriebenen Namen von Wohnungen und Personen bemerkt, bei jedem Namen ein Kreuzchen, entweder roth oder schwarz. Auf einem großen, runden Tische liegen ähnliche Listen, die jedoch neben dem Namen einzelner Personen auch noch die von Staaten, Städten, Ministerien und Fürsten enthalten. Vor diesem Tische, in einem schwarz verrauchten Leder-Lehnstuhl sitzt ein kleines, zartes, reinliches Männchen, ganz und gar in gelben Nanking gekleidet, mit kugelrundem, schon weiß melirten, rund abgeschnittenem Haar — wiegt sich sorgsam bedächtig hin und her. — Das Gesichtchen verräth in jedem einzelnen Zuge eine unbesiegbare Gutmüthigkeit, und die hellblauen Augen füllen sich mit Thränen, wenn sie auf eine der vorbezeichneten Listen blicken, die das Männchen in der Hand hält. Dann und wann wirft dasselbe einen zaghaften, und doch mit einer gewissen wehmüthigen Schalkhaftigkeit gemischten Blick hinüber in das dritte Zimmer.

Dieses dritte Zimmer gleicht nun weit eher einer

verwitterten, durchräucherten, vor Alter kindisch gewordenen Rumpelkammer, als dem Wohnzimmer eines civilisirten Menschen, und doch muß es für ein solches gelten. Den ganzen Längenraum durchschneidet eine Anzahl an einander gerückter schwerer Eichentische, deren mürbe gewordene Glieder mit verrosteten eisernen Klammern zusammengehalten werden; auf diesen Tischen liegen Pfandzettel, Folianten, großmächtige Kupferstichsammlungen; goldene und silberne Ringe, Bestecke, Becher, Preciosen aller Art liegen und blinken unter Kleidern der verschiedenartigsten Güte hervor; feine Pelze und Mäntel für Damen und Herren hängen an den Wänden neben kupfernen Kaffee- und Schinkenkesseln; auf Gesimsen, Fensterbrettern u. s. w. stehen Service vom gröbsten bis zum feinsten Porzellan, alte Uhren mit Kuckuken, Sensenmännern u. s. w. Uhren der modernsten Art, von der alabasternen und broncenen Pendule an bis zur Genfer Taschenuhr, bis zur Größe eines Guldenstückes, theils stillstehend, theils tickend in allen möglichen Tempo's, aus allen möglichen Tonarten, — benachbart von kleinen und großen, ausgestopften und in Spiritus gesetzten Thieren und Mißgeburten, — hängen und liegen sie umher, einige auf einem Bette, das aus

den verschiedenartigsten Stücken zusammengesetzt ist. Unter dem Bette, unter den Tischen, unter Schränken und Oefen stehen über und neben einander feuerfeste, wohlverschlossene Kisten mit Papier beklebt, worauf mit großen Buchstaben irgend ein unbedeutender Inhalt verkündet wird. Gerade in der Mitte der Tische ist ein etwas freierer Raum, das heißt freier von den angedeuteten Gegenständen; dafür aber eingenommen von Schreibmaterialien und einem großen Contobuch nebst zwei Doppel-Pistolen, deren Zündhütchen verrathen, daß sie geladen sind. Zwei andere dicke Contobücher sind davor aufgestellt, so daß sie den vor diesem Platze, auf einem zerrissenen Rohrstuhl Sitzenden so weit dem Eintretenden verbergen, daß man nur seine Stirne, und wenn er den Kopf erhebt, nur seine Augen sehen kann. Er selbst aber kann über diese Bücherbarrikade weg durch alle drei Zimmer schauen, gerade auf die erste Eingangsthüre. Die vor derselben angebrachte Klingelschnur bewegt eine Klingel gerade über seinem Kopfe, und zu seinen Füßen, zwischen zwei mächtigen Kisten, ist der Mechanismus angebracht, der mit einem Drucke des Fußes jene eiserne Feder in Bewegung setzt, die den Thürbalken des ersten Zimmers zurück- und vorschiebt. Ein anderer

Mechanismus kann die schwere Thür zu diesem dritten Zimmer auf- und uneröffenbar wieder zuschließen, ohne daß es dazu des Aufstehens bedarf. Der Mann in diesem Zimmer, an diesem Platze, zeigt auch sitzend eine große, muskulöse, durchaus nicht dicke, aber merkwürdig breite, man könnte wohl sagen athletische Gestalt, die nur durch vieles Sitzen und Herüberbeugen des Oberkörpers etwas gedrückt und gebeugt erscheint. Sie ist eingeknöpft von den dünnen, fuchsig schillernden Schuhen an bis hinauf zum sparsam hervorguckenden Zipfel eines schmutzig gelben Halstuches, in einen mausgrauen, fadscheinigen Rock ohne Taille. Das Gesicht dieses Mannes erinnert unwillkürlich an die Armenbüchse Hogarths in der Kirche, wo die zweite Trauung seines Liederlichen stattfindet. Es ist von spinnenartig gewebten Linien ganz überzogen, darunter liegt eine kalte, steinharte Platte, als der eigentliche Bodengrund des Gesichts; der Lippen-, Zahn- und farblose Mund könnte an den Spalt jener Armenbüchse erinnern. Die Nase aber ist groß, in fester, kühner Biegung. Die Augen, ohne Brauen, sieht man gewöhnlich nicht; es sind ganz schmale, längliche Ritze, denen nur ein grünlicher Schimmer entflimmert, wenn man recht scharf sie

beobachtet. Schlägt der Mann aber die kahlen Deckel der Augen auf, dann kann man kaum hineinschauen, so unheimlich hell und grün ist ihr Glanz; man muß an ein paar Eidechsen denken, im dunklen Spalt eines feuchten Felsstückes. Oft wird der Blick dieser Augen eisig streng, dann fangen die Pupillen an sich zu drehen, immer schneller und schneller; man glaubt, sie müßten zuletzt hervorspringen aus ihren Höhlen, wie giftig stechende Insecten; man glaubt, sie knistern zu hören, und sie müßten im Dunkeln Funken sprühen. — Ueber diese Augen erhub sich in starkem Vorsprung eine mächtige Stirn, tief gefurcht; graue, sparsame Härchen sind von unten herauf sorglich ausgebreitet über das röthliche Adergeflecht des blanken, aber fast eisernen Schädels, dessen zahlreiche, stark emporstrebende Buckel eine ungewöhnliche Characterkraft und Willensstärke verrathen. Die Natur spielt oft in eigenthümlicher Weise: so ist denn doch in dieser abschreckenden, fast grausenhaft beängstigenden Erscheinung, wenn auch nur für den scharfen, psychologischen Beobachter, noch ein ganz unnennbares, unerklärliches Etwas, das geheimnißvoll zu ihm hinzieht, wenigstens doch noch eine Seite in ihm ahnen läßt, die mit seinem ganzen Wesen in grellem Wider=

spruche steht; — in welchem Theile seines Gesichts das liegt, es ist nicht zu bezeichnen; aber es ist da; es kann das schreckliche Wesen zwar nicht aufheben, aber es kann geheimnißvoll anregen, ja fesseln. Dieser Mann ist Brankel Stoops, der Makler, im Augenblick beschäftigt mit seinem Contobuch, von Zeit zu Zeit einen ängstlichen Blick in das nächste Zimmer auf Amandus Stoops, den Armen-Advokaten, einen bitteren Blick in das zweite Zimmer, auf August Stoops, den Dichter, werfend. Man konnte Brankel Stoops das „Urbild des Geizigen" nennen; aber seine Geldgier war noch größer als sein Geiz; doch sein Geiz war nicht derjenige, der am häufigsten im Leben erscheint: der Geiz, der nur ängstlich den Besitz bewahrt und so sich am weitesten von seinem Gegenstande entfernt; es war der Geiz des Habenwollens. Brankel Stoops sammelte, scharrte, kratzte nicht blos im Kleinen jeden Schilling zusammen, hob nicht allein auf jedes Häderchen, jedes Läppchen, jedes Cigarrenstümmelchen, jedes Stückchen Metall rc., lieh nicht allein auf Pfänder von einem Schilling an, sondern er wagte auch. Er wagte zwar stets mit fieberhaftem Herzklopfen, mit bebender Angst, oft unter Stöhnen und leisem Wimmern; aber er wagte doch zuletzt, man kann

wohl sagen mit Muth, mit Heroismus, mit der Entschlossenheit eines großen Feldherrn; er wagte mit Scharfsinn, mit weithin blickender Consequenz, mit staunenswerther Sicherheit, mit rastlosem Eifer. Jenem Scharren und solchem Wagen fehlt wohl nie das Glück: in dem abscheulichsten Winkel der Stadt, in dem erbärmlichsten Hause desselben, und in der elendesten Rumpelkammer dieses Hauses wohnte ein Millionär. Ein Millionär, den man aber nur als armen Makler dritten und vierten Ranges kannte, den man aber an der Börse achtete, nicht allein seines sicheren Blicks, seines Fleißes, seiner Ausdauer wegen, sondern auch wegen seines Geizes, seiner Hartherzigkeit, seines guten Willens zu Allem, was nicht gegen Polizei- und Criminalgesetze ging. — Keine Leidenschaft ist so unersättlich, wie der Geiz; keine wird durch Befriedigung so erhöht als er; nicht einmal der Ehrgeiz, der doch immer noch sein Ziel findet, wenn auch oft nur durch abgespannte Nerven. So sammelte, scharrte, kratzte denn nun der Millionär die einzelnen Schillinge, die Läppchen, Flederchen, Cigarrenstümmelchen ꝛc. noch emsiger, so lieh er denn nur noch ängstlicher, noch raffinirter und herzloser auf Pfänder von einem Schilling an; so wagte er denn nur unter noch stärkerem Herz-

klopfen, noch fieberhafterer Angst, noch kühner und entschlossener als da, wo er sich vornahm, ein Millionär zu werden.

Doch noch größer als sein Geiz und seine Geldgier war seine Furcht; Furcht vor Räubern und Mördern. Sie war nicht gekommen mit seinem Reichthum, denn er hatte sie schon, ehe er reich war. Sie hatte ihn schon zum Spott gemacht als Knabe, als Jüngling, und dies um so mehr, als sie mit seiner sich schon früh entwickelten athletischen Gestalt in so grellem Widerspruche stand. Sie war durch den Reichthum nur gewachsen, aber auch so sehr, daß eben nur solch' ungeheure Körperconstitution fähig war, sie zu ertragen, ohne davon aufgerieben zu werden. Sie war es auch, die ihn in seine elende Wohnung und armselige Kleidung trieb. Darin, so dachte er, wird Niemand einen Millionär vermuthen. Sie war es, nicht der Geiz; nicht sein Geiz; denn dieser ließ ihn z.B. tüchtig und nahrhaft essen und guten Wein trinken, weil er sich vorrechnete, das Geld dafür rentirt sich mit wenigstens 25 Procent an der nöthigen Körperkraft, die ich zu meinen aufreibenden Geschäften nöthig habe. Aus Geiz hätte er auch weit lieber anständiger gewohnt,

denn er wußte wohl, daß sich das wieder rentiren würde an noch größerem Vertrauen, was man alsdann in ihn setzen könnte, d. h. an noch mehr und bedeutenderen Aufträgen von großen Börsenmännern, die in ihrer Stellung mit einem Makler solchen Ranges, d. h. solchen äußeren Auftretens wenigstens öffentlich sich nicht einlassen durften. — Hier hatte also seine Furcht seinen Geiz besiegt; Beweis genug, wie groß dieselbe sein mußte. Sie war es auch, die ihn gelehrt hatte, seine Thüre so mächtig verschlossen zu halten, seinen Tisch mit Pistolen zu versehen und die feuerfesten Kisten, worin ein Theil seines Reichthums sich befand, mit so unscheinbaren Etiquetten zu bekleben; die ihn trotzdem sein Zimmer noch so ängstlich bewachen ließ, daß bis jetzt nur August und Amandus den Inhalt derselben gesehen, und es betreten hatten; die es ihn sofort durch jenen Mechanismus fest verschließen ließ, wenn er die Klingel über seinem Kopfe hörte. Wollte man ihn sprechen, so wand er sich wie ein Aal durch die möglichst schmale Oeffnung der schweren Thür und ärgerte er sich dann jedesmal über die Stärke seines Körpers. Im Ganzen verwies er alle Geschäftsleute auf seinen Stand an der Börse, und bei den Zorgenden holte

er die Pfänder selbst ab, sie mit Lumpen umhüllend, oder wie große Säcke packend, oder im Dunkeln heimschleppend.

Seine Furcht auch war es gewesen, die ihn seinen „ungerathenen" Neffen August nicht davonjagen, sondern ihn bei sich behalten, und das, was ihm so entsetzlich an demselben war, als Schutzmittel benützen; den Namen „Dichter" in drei Sprachen an die Thüre schreiben, und von dem so theuren Oellicht hell beleuchten ließ. Bei einem Dichter, so hatte Brankel Stoops berechnet, bricht Niemand ein; „Dichter August Stoops," an der Thüre, das war ihm ein Amulet gegen jede Gefahr, und so hatte denn auch hier wieder seine Furcht seinen Geiz besiegt. Dieser berechnete jedoch dabei haarscharf nicht allein das, was der Dichter an Unterhalt koste, (wenn er auch dafür an Arbeit abverdiene) nicht allein den Widerwillen, den Brankel Stoops gegen eine Natur, die kein baares Geld verdiene, empfinden mußte, sondern auch und hauptsächlich, was für Schaden es dem Geschäftsmann bringen müsse, wenn ein solch' unreeller Titel an seiner Thüre stehe August Stoops war dem Makler dasselbe, was einem Kranken eine spanische Fliege, oder eine nothwendig offen zu haltende Wunde ist.

Was nun der Name Dichter an der Thür noch nicht bewirken könne, so berechnete Brankel Stoops, das würde jedenfalls jener zweite Titel „Armen-Advokat" thun. Für so dumm hielt er keinen Spitzbuben, da einzubrechen, wo ein Dichter und ein Armen-Advokat zusammen wohnten, und jeder vernünftige Spitzbube würde auch einsehen, daß das ein sehr armer Makler sein müsse, der bei zwei so armseligen Geschöpfen wohne. Dies ließ ihn auch ruhig seine Geschäftstafel neben den abschreckenden Titeln hängen; früher hatte er das nicht gewagt, und war dadurch manch' guten Geschäftes verlustig gegangen, jetzt durfte er es ungescheut thun, und es milderte dieses Sicherheitsgefühl auch einigermaßen den Haß, den er auf Amandus Stoops geworfen hatte. Amandus Stoops war nämlich ein entsetzlicher Fluch seines Lebens.

Der kleine, zarte Amandus mit dem kugelrunden Köpfchen, dem herzig guten Gesichtchen und den hellblauen Augen, die eitel Liebe und Güte strahlten; der kleine, zarte Amandus, ganz und gar in gelben Nanking gekleidet, der Fluch eines Menschenlebens?! Schwerlich. Und doch war es so.

Amandus, der jüngste von drei Brüdern Stoops, hatte sich von Kindheit an nie so recht dazu ent-

schließen können, ein ehrbarer Makler werden zu wollen, wie Vater und Brüder es waren. Seine Neigung hatte sich von Kindheit an getheilt zwischen Sehnsucht nach Wissenschaft und dem Bestreben, die Leiden seiner Mitmenschen zu erforschen und zu mildern. Der mäßig bemittelte Vater wollte nun „zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen," d. h. des Sohnes Sehnsucht nach Wissenschaft befriedigen und zugleich ihn von seiner Menschenfreundlichkeit heilen. Er ließ ihn deshalb Jura, nota bene Hamburgische Jura studiren. — Und Amandus studirte Hamburgische Jura, zwar nicht mit Liebe und Befriedigung, denn er hatte ganz anderen Wissenschaften nachgestrebt, aber doch mit ernstem Pflichtgefühl und Dank für des Vaters Güte. Er studirte unter Hunger und Kälte, denn es waren da gar so viele arme Studenten, und sein einziger Kummer war nur der, daß seine Mittel nicht gleichen Schritt halten konnten mit seinem Wollen, d. h. mit seinen geheimen Registern und Listen, die er sich über die armen Studenten und deren besondere Bedürfnisse angelegt hatte. Amandus machte ein gutes Examen und sollte nun practiciren; da bewarb er sich denn zuerst, zum großen Aerger seines Bruders Brankel (der

Vater war indessen gestorben), um einen Theil der Armenpraxis. Sein Eifer, sein Scharfsinn dabei brachten ihm auch bald andere Prozesse zu, aber selten ließ er einen derselben bis zur ersten Entscheidung kommen; er lief, sprach, verglich so lange mit beiden Parteien, bis eine Ausgleichung zu Stande kam, und handelte es sich zuletzt nur noch um die erwachsenen Gerichtskosten (bei denen gewöhnlich jede Partei am hartnäckigsten ist), so bezahlte er oft dieselben aus eigener Tasche und rieb sich seelenvergnügt die Hände, wenn beide Streitenden scheinbare Freundschaft schlossen und den guten Advokaten heimlich einen Esel nannten. Er bedauerte bei diesem für seine Finanzen traurigen Geschäftsgang nur, daß seine einmal fortgeführten Leidenslisten immer mehr anschwollen, ohne daß es ihm vergönnt sei, recht viele rothe Kreuzchen, als Zeichen angethaner Hülfe anbringen zu können. Nur hie und da konnte er ein schwarzes Kreuzchen hinzufügen, als Zeichen, daß seine Hülfe nicht mehr nothwendig, daß hier der Tod die sicherste Hülfe gewesen sei. Er wurde immer melancholischer, er weinte oft recht heiße Thränen. Aber er selbst mußte doch leben, wenn auch nothdürftig, und er konnte das auch, von einem

kleinen Reste seines väterlichen Erbtheils, das der sorgliche Vater dem ältesten seiner Söhne, dem praktischen Brankel anvertraut hatte, unter der Bedingung: dies Häufchen Geld in sein Geschäft zu stecken und damit für den unglücklichen, menschenfreundlichen Bruder zu speculiren, demselben aber davon abzugeben, wenn es ihm nothwendig sei. — Das war nun schon eine Art Fluch, die Brankel Stoops, dem Makler, auferlegt war. Geld herauszugeben! Geld aus dem Geschäft nehmen! Geld, womit anderes Geld verdient werden konnte! Geld für einen solchen Menschen und für solche Zwecke! — o, das war ihm entsetzlich, fürchterlich, und immer entsetzlicher und fürchterlicher wurde es ihm, je mehr Geld er verdiente, je öfter Amandus kam. Amandus wäre lieber gar nicht mehr gekommen, so leid that es ihm, seinen Bruder peinigen zu müssen; aber die eigene Noth und die Leidenslisten siegten doch immer wieder, und dann war auch so viel juristisches Gefühl in ihn gekommen, daß er manchmal gutmüthig-patzig dachte: „Ei was, Du bist in Deinem Recht, und es wäre ja gegen Deine juristische Ehre, wenn Du Dich hier zwacken ließest;" — und wie würde Brankel ihn gezwackt haben, wenn er nicht in Amandus den Juristen gefürchtet hätte.

Den Vorschlag des Amandus, ihm die ganze Summe auf einmal auszuzahlen, wies Brankel mit Zittern und Beben zurück; er wollte lieber die immer wiederkehrenden kleinen Qualen ausstehen, als auf einmal so ein großes Stück aus seinem Herzen reißen, d. h. auf einmal so viel Geld, so viel zinsentragendes, wenn auch nicht für ihn, so doch immer zinsentragendes Geld herausrücken; vielleicht regte sich dabei auch noch die Betrachtung, „der Amandus kann ja bald sterben, und dann ist sein Geld mein."

Diese immer neuen Qualen, die Amandus dem Makler bereitete, setzten sich in demselben nur zu immer größerem Hasse fest, der um so giftiger in ihm fraß, je sorgfältiger er ihn zu verbergen suchte. Endlich aber brach dieser Haß in einer fürchterlichen Scene sich gewaltsam Bahn. Der eisern-ruhige, eisig-kalte, sich und Andere stets beobachtende und berechnende Makler, der Mann, der jede öffentliche Scene scheute wie den Aussatz, dessen bürgerliches Bestreben einzig dahin ging, nicht gegen Polizei- und Criminalgesetze zu verstoßen, ihn hatten Geiz, Geldgier und der daraus sich entsponnene Haß so überwältigt, daß er eines Mittags an der Börse, als Amandus für einige arme Auswanderer Geld von ihm verlangte, mit keuchender Stimme ihm zuraunte:

„Bösewicht! wenn Du eines Tages irgendwo todt gefunden wirst, dann braucht man den Mörder nicht weit zu suchen." — Amandus war entsetzt davon geeilt; dann hatte er bitter geweint über den „unglückseligen Bruder," wie er ihn nannte, und sich vorgenommen, nie wieder Geld von ihm zu verlangen. Brankel hatte sich nach Ausstoßung jener fürchterlichen Worte wieder gesammelt und zu seiner großen Beruhigung zu bemerken geglaubt, daß Niemand Anders sie gehört habe. Wie erschrak er daher, als er eines Tages vor das betreffende Gericht citirt und dort ihm angezeigt wurde, daß jene Worte als Anklage gegen ihn erhoben seien. Zwei Collegen Brankels hatten sie aufgefaßt und in Form sittlicher Entrüstung angezeigt. Amandus hatte sie beschwören müssen; zu seinem tiefsten Schmerze und nach einigem Kampfe mit sich: ob er sie nicht lieber abschwören solle. Sein sittliches und juristisches Gefühl aber sträubte sich dagegen, und er beschwor sie; doch unter der mildesten Form und mit allen nur erdenklichen juristischen Kniffen (die er hierbei zum ersten Mal benützte), zu Gunsten des angeklagten Bruders; unter Erzählung von der großen Liebe und Güte, die Bruder Brankel ihm stets bewiesen habe. Dies Alles trug dazu bei, eine Frei=

sprechung von böswilligem Vorsatz zu erwirken, der jedoch die Warnung angehängt war, daß bei allenfallsigem Tode des Amandus Stoops es dem Gerichte freistehe: Brankel Stoops peinlich anzuklagen und criminelle Untersuchung gegen ihn zu verhängen.

Die ganze Angelegenheit wurde nach außen hin wenig bekannt und besprochen, bald ganz vergessen. Da, wo sie bekannt wurde, schadete sie dem Geschäfts-Charakter Brankels wenig; ja, sie bewirkte wohl gar bei Manchem ein Gutes: der Haß Brankels gegen Amandus bestätigte ja nur noch mehr dessen geschäftsmäßige Solidität, seinen Abscheu gegen Verschwendung und unreelles Leben. — Man bemerkte später wirklich, daß die Aufträge für Brankel Stoops sich mehrten, während der menschenfreundliche Jurist immer weniger Prozesse übertragen bekam, und zuletzt auf die ihm so liebe, aber auch so wehe Armenpraxis beschränkt blieb. — Aber Brankel Stoops war ein fürchterlich unglückseliger Mensch geworden. Jene Warnung des Gerichts schwebte ihm in Traum und Wachen vor; verfolgte ihn, wie der Fluch des Herrn Ahasver verfolgte; sein Haß gegen Amandus kämpfte in ihm einen schrecklichen Kampf mit der täglichen, stündlichen, o keine Minute

ihn verlassenden Furcht: Amandus könne krank werden, sterben, — und sterbend ihn preisgeben jener fürchterlichen Anklage. Es war das ein grausenvoll-komischer Kampf. Es war eine grausenvoll-komische Situation, als die Furcht den Haß überwältigt, und Brankel den Bruder flehentlich eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen. Amandus hatte anfangs nicht gewollt; aber als Brankel ihm versprochen, er solle bei ihm seinen ganzen Lebensunterhalt umsonst und dabei jeden Monat noch ein Sümmchen seines Geldes haben, womit er wohlthun könne, wem und wie er wolle: da hatte Amandus nicht mehr gezögert, war zum Bruder hingezogen, und Brankel durfte nun auch unter Versprechung einer kleinen Wohlthätigkeitssteuer den Titel des Bruders als Abschreckungsmittel gegen Spitzbuben an der Thüre anbringen. Amandus glaubte dabei auch, das Herz des Bruders nach und nach doch noch gewinnen, es edleren Regungen zugänglich machen, und also auch hier menschenfreundlich wirken zu können. Jenes unnennbare geheimnißvolle Etwas in Brankels Zügen mochte auch ihn ahnungsvoll berührt und ihm eigentlich, ohne es zu wissen, diese seine schöne Hoffnung eingeflößt haben. Es war nun lustig bis zur Ver-

zweiflung, zu sehen, wie Brankel über Amandus wachte. Die zärtlichste Mutter kann nicht sorgsamer ihren ersten Säugling bewachen. Ein kleiner Katarrh des Amandus konnte ihm tödtliche Angst einflößen, ließ ihn Nächte lang wach bleiben und jeden Athemzug des Bruders belauschen. Ging Amandus aus, namentlich Abends und bei schlechtem Wetter, so harrte Brankel krampfhaft seiner Rückkehr, untersuchte seine Stiefeln und Strümpfe, ob sie nicht naß seien, und hielt ihm den Schlafrock an's Feuer. Nie legte er sich nieder, bis Amandus fest eingeschlafen war. War Brankel fort, dann trieb es ihn immer wieder nach Hause; zitternd eilte er die Treppen hinauf und schaute stier in das Zimmer, bis er den Bruder erblickte. Darum auch die kleine, tragbare Apotheke, der stets gefüllte Speise- und Kleiderschrank in Amandus Zimmer, zwar verschlossen, weil Amandus anfangs Alles ausgeleert, und dafür eine Menge rothe Kreuzchen in seine Listen gemacht hatte: aber es war doch da; beruhigend für jeden Bedarf und Nothfall, beruhigend für Brankels Bewußtsein in seiner Sorfalt für den Bruder.

Amandus hätte dieselbe so gern für wirkliche Liebe genommen, aber er konnte es nicht; er sah zu

deutlich, was sie war; was sie und überhaupt das ganze Dasein des Amandus dem unglückseligen Bruder für Qualen bereitete. Er fühlte ein tiefes Mitleid darüber, ein sittliches, über das verstockte Herz des Bruders, ein persönliches, für die Leiden des Bruders selbst. Er dachte schon daran, sich für immer von ihm zu entfernen, auszuwandern oder gar sich das Leben zu nehmen, um so des Bruders Qual mit einem Male zu beenden, und zugleich ihn auch vielleicht zu einem veredelnden Schmerze zu erheben; dann aber erinnerte er sich mit Entsetzen der Gefahren, die eben dadurch dem Bruder bereitet würden. So hielt er denn aus. Emsig mit seinen Listen sich beschäftigend, manch' rothes Kreuzchen darin anbringend, doch auch immer mehr sie erweiternd. Nicht nur persönlich angeschaute Leiden und Bedürfnisse registrirte er jetzt ein, sein Blick ging weiter; er studirte Zeitungen, publicistische Broschüren 2c., und notirte nun auf, wo er sorgen müßte, daß dieses oder jenes Land einen besseren Fürsten oder Minister, thätigere Gesandte und Consuln, nothwendige Eisenbahnen, Armen-Anstalten 2c. bekomme; daß dieser und jener Fürst einen Thronerben, diese und jene Stadt eine bessere Gemeinde-Ordnung erhalte. Dazu alle Nachrichten über

Hagelschlag, Ueberschwemmung, Feuersbrünste rc. rc. Amandus hatte unendlich viel zu thun, und daß er so unendlich wenig thun konnte, das wollte ihm oft das Herz abdrücken. Einen großen Theil seiner menschenfreundlichen Hingabe und wehmüthigen Sorge widmete er seinem jungen Nachbar und Neffen August Stoops, dem Dichter. August Stoops war in gewisser Weise auch ein Original; jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung: Ein wirklicher, ja ein sehr bedeutender Dichter in Lied und Drama, aber er wußte das nicht; nur dann und wann hatte er eine fernhin dämmernde Ahndung davon; im Ganzen glaubte er nur verrücktes Zeug zu schreiben, also auch sich selbst wohl nicht weit vom Wahnsinn entfernt, weil er doch gar nicht anders konnte, als immer und wieder zu dichten. — Wenn er seine Ideen empfing in Seele und Geist, sie ausbildete und ihnen das äußerliche Gewand gab, kurz, wenn er eben dichtete: dann freilich fühlte er sich als Dichter; als göttlich schöpferischen Genius; dann schwelgte er in unendlicher, wunderbarer Seligkeit; aber hatte er nun geschaffen, lag das Geschaffene vor ihm, dann stieß er's verächtlich und verzweiflungsvoll bei Seite oder vernichtete es, dann kam ihm wieder der furchtbare Gedanke: ob

er wohl wahnsinnig werde? ob er nicht vielleicht schon wahnsinnig sei und nur noch so viel Verstand habe, dieses Wahnsinns sich bewußt werden und ihn vor den Menschen verbergen zu können?

Vielleicht giebt uns die Erziehung dieses unglücklichen Menschen Aufschluß über seine seltsame Richtung.

August war der Sohn des zweiten jener drei Brüder Stoops, von denen wir Amandus und Brankel kennen lernten; der Sohn des Maklers Bernhard Stoops, der mit um so strengerer Gewalt die in August schon frühzeitig aufkeimenden poetischen Triebe zu unterdrücken suchte, als er in Amandus das schreckliche Beispiel thörichten Nachgebens gegen sogenannte „Naturanlagen“ zu erblicken glaubte. Der Strenge gesellte er noch den bittersten Hohn als Heilmittel, denn er bemerkte, daß August mehr durch diesen, als durch Strenge litte. Er war aber klug genug, diesen bittern, verächtlichen Hohn nicht wie andere Väter in dergleichen Fällen, gegen die Dichtung und Kunst im Allgemeinen zu richten, und so dem jungen Verbrecher das Recht in Händen zu geben, die Ansicht des Vaters und damit auch seine Strenge zu verurtheilen, und sich gleichsam als Märtyrer zu betrachten und zu geriren; er sprach

vielmehr, wenn auch bei großem, innern Widerwillen, mit hoher Verehrung von gefeierten Dichtern und deren Verdiensten, und richtete seinen ganzen Hohn nur allein gegen die Bestrebungen und Talente seines Sohnes und ergriff jede Gelegenheit, denselben bei sich und Anderen damit lächerlich zu machen. Jedenfalls aber sollte der Sohn was Ordentliches lernen; er ließ ihn daher die Realschule bis Prima absolviren, und dann in eine große, bedeutende Lehranstalt für intelligente Kaufleute gehen; doch überall wachte er über den Sohn, überall suchte er dessen Lehrer und genaueste Freunde in seinen Plan zu ziehen: die Dichtungen Augusts mit bitterstem Spotte und schnödem Hohngelächter zu verfolgen, und dies um so mehr, je bedeutender das Talent sich bekunden würde. — Zurückgekehrt aus der Kaufmannsschule, dem Comptoir seines Vaters einverleibt, beschäftigt im Hafen, an der Börse rc., fiel August nur noch mehr dem schrecklichen Plane des Vaters anheim, und immer vernichtender wurde dieser fortgesetzt, je glühender, je unzubändigender die Poesie in August wuchs, und immer gewaltiger sein ganzes Wesen gefangen nahm. Der Vater spielte va banque mit der Seele seines Sohnes, und sprach das auch geradezu mit den Worten aus: „Er

mag verderben oder ein tüchtiger Kaufmann werden." Doch was will der Mensch gegen die Macht der Natur! August war nicht ein sogenannter „Natur-Poet," er war eine Naturkraft; unmittelbar, rein, keusch, gewaltig aus dem Schöpfungs-Odem der Natur emporgewachsen. Doch sein ganzes Wesen hatte sich immer mehr nach Innen gekehrt, abgewendet den Menschen, ängstlich hütend, daß Niemand eine Zeile seiner Dichtungen lese; dies aber nicht aus Menschenverachtung, aus Hohn und Trotz, sondern eben in jenem unglücklichen Glauben an die Richtigkeit seines Schaffens. Eine solche Qual, als August in diesem Glauben empfand, hat wohl noch Niemand erlitten; einen solchen Kampf hat wohl noch Niemand gekämpft, als er ihn kämpfte, mit dem Willen, nicht mehr zu dichten. Willen! ach da hatte er ja keinen Willen, er mußte, mußte dichten, er konnte ja nicht anders.

Plötzlich starb der Vater; Brankel, der Oheim, wollte rasch die Hinterlassenschaft desselben an sich ziehen, um sie, wie er sagte, zu Gunsten des Neffen seinem Geschäfte einzuverleiben. Da aber richtete sich derselbe so decidirt, so praktisch und sicher dagegen auf, als mündiger Sohn sein Erbtheil beanspruchend, und Alles in blanken Werth umsetzend,

daß Brankel und die übrigen Betheiligten höchst erstaunt wurden. Schon glaubten sie an den doch nun endlichen Durchbruch eines großen Kaufmannsgenies in August: da plötzlich ging derselbe mit seinem Gelde auf und davon. „Nach dem Süden!" wie er sagte, und der Gedanke: „Nach dem Süden!" hatte ihn momentan so praktisch sicher, so kaufmännisch hellsehend gemacht. Im Süden, so sagte er sich, will ich entscheidend prüfen, ob ich ein Dichter oder ein Narr bin. Er reiste nach Italien, nach Griechenland, nach dem Orient. Er reiste so lange, bis er eines Tages vor der Thüre seines Oheims, Brankel Stoops stand, keinen Pfennig mehr im Vermögen, aber gestärkt, geweitet, gereinigt an Geist, Gefühl und Phantasie. Doch auch dies, ohne daß er's wußte, und mit noch größerem Verzweifeln an seine Dichtungen, die er größtentheils in den Wellen des Po, des Atlantischen Oceans, der Dardanellen und im Sande der Wüsten begraben hatte.

Als er zu seinem Oheim in's Zimmer trat, und dieser ihn anfangs bebend, erstarrend ansah, sagte er: „Oheim, da bin ich wieder; arm, wie ein Vogel auf dem Winterzweig; gebt mir eine Schlafstelle und so viel Essen, wie ich brauche, dafür will ich für Euch arbeiten, so viel ich kann, und Ihr wißt, ich

kann viel arbeiten. Wollt Ihr?" Dazu reichte er dem Oheim die Hand, derselbe legte mechanisch die seine hinein, und August hatte das Gefühl, als halte er einen großen Seekrebs in seiner Hand, so feucht und kalt, so knöchern und spitzig war die Hand des Oheims. Er zog die seine mit unheimlicher Empfindung zurück und fuhr fort: „Ich wäre gerade zu Euch am allerwenigsten gekommen, wenn ich nicht befürchtete," hier stockte er, wurde roth vor Scham und sprach dann weiter, „eine Krankheit zu haben oder zu bekommen, die zwar mein Arbeiten für Euch nicht stören wird, die aber Niemand weiter wissen soll, als Ihr. Ihr werdet damit Geduld haben, wenn ich redlich abverdiene, was ich Euch koste." — Brankel wußte wohl, was August mit dieser Krankheit meinte; er glaubte nicht daran, hielt dieselbe nur für eine einfältige, unreelle Marotte, that aber so, als ob er daran glaube, um dadurch den Armen noch mehr in seiner Gewalt zu haben, und indem er nun schon genau die Berechnung angestellt hatte, deren wir früher erwähnten, nahm er Augusts Anerbieten unter der Bedingung an, daß er jene Adresse an die Thüre machen dürfe. August sah darin einen furchtbaren Hohn, er wurde kreidebleich vor Scham und wollte zuerst gar nicht dar-

auf eingehen. Aber Brankel stellte ihm sein sonderbares Verlangen als wohlgemeintes homöopathisches Heilmittel gegen seine „Krankheit" dar, das mit der Zeit gewiß heilsam wirken würde; August hatte schon von früh an die merkwürdigsten „Heilmittel" ertragen müssen, so daß er dieselben zuletzt wirklich als solche ansah; so nun auch dieses. Mit einem dumpfen, heißen: „Nun ja denn!" gab er nach und lebte von nun an bei dem Oheim, Tages über und Abends dessen mechanische Schreib- und Rechnungs-Geschäfte verrichtend, einen Theil der Nacht und des ersten Morgens aber dichtend. Er hätte lieber Alles, was er dichtete, sogleich wieder vernichtet, aber Oheim Brankel bestand darauf, daß er manche seiner „Verrücktheiten" auf dem Tische liegen lassen solle, damit jeder Eintretende sich davon überzeugen könne, daß hier wirklich ein armer Dichter wohne; natürlich sagte er dies und den Grund dazu dem Neffen nicht. Ein Dichter in der Wohnung eines Geizigen als Mittel gegen Diebe, — ein Dichter in verzweiflungsvollem Glauben an die Nichtigkeit seiner wahrhaft großen Dichtungen: auch darin lag etwas grausenvoll Komisches.

Als Amandus zum Bruder hinzog und August dort fand, erkannte er bald die große Dichternatur

und deren schreckliche Selbstqual. Er hatte August früher nie gekannt, nur von ihm gehört; August war in der Familie gleichsam ein Verschollener gewesen und erst zu Brankel gekommen, als Amandus nach jener Scene an der Börse die Wohnung des Bruders bis jetzt gemieden hatte. — August kam nun in die Listen des Menschenfreundes obenan, und derselbe richtete nun sein ganzes Denken darauf hin, dem Unglücklichen den Werth seiner Kraft zum Bewußtsein zu bringen, und ihm so viel Liebes und Gutes zu thun, als eben möglich sei. Das Erstere mußte er sehr vorsichtig beginnen; August hütete anfangs seine Dichtungen, wie Brankel seine Schätze. Mußten sie auch offen auf den Tischen liegen: hineinsehen sollte Niemand, Amandus am wenigsten, denn August hatte ihn bald unendlich lieben und achten lernen, und desto schrecklicher wäre es ihm nun gewesen, wenn Amandus nach Lesung seiner Dichtungen sich von ihm abgewendet hätte. Er ging nun nicht aus, wenn Amandus zu Hause war, er schlief nicht eher, bis Amandus eingeschlafen war. Aber der that nun oft so, als ob er schliefe, bis Bruder und Neffe fest im Schlafe lagen. Dann las er und las immer erstaunter und hingerissener, und immer fester in dem Entschlusse, den unglücklichen

Dichter von seiner Selbstqual zu erlösen. Das mußte aber auf außerordentlichem Wege geschehen; ein Lob von Amandus selbst, was er hie und da wagte, nahm der Dichter nur als Mitleid auf, mit Thränen der Scham und des Schmerzes. So beschloß er denn nun, die Dichtungen Augusts heimlich abzuschreiben, sie in einer bedeutenden Buchhandlung erscheinen zu lassen, dann einem berühmten Kenner und Kritiker zur Besprechung vorzulegen, und dann auf einmal Werk und Kritik dem Dichter vorzulegen. Das mußte, so glaubte er, jedenfalls die vollendetste Umwandlung in August herbeiführen. — Bis dahin nun wollte er aber auch sorgen, daß August dann und wann wenigstens eine kleine Freude und Erquickung, irgend einen Trost haben möge. — „Bücher, Bücher!" Das war es, was August oft fieberhaft schmerzlich vor sich hin murmelte. Amandus wollte Bücher schaffen, aber wie, — armer Amandus?! Er konnte, durfte doch nicht das, was er von Brankel bekam, den wirklich Hungernden entziehen. Da, wer will ihn verurtheilen, den guten, ehrlichen, lieben Menschenfreund, daß seine Menschenfreundlichkeit ihn zu „Finessen," wie er es nannte, verführte. Er benützte die schreckliche Angst seines Bruders vor Dieben und Mördern,

und redete ihm vor, daß, so gut auch das Mittel mit der Dichter-Adresse vor der Thüre sei, diese doch durchaus nicht hinreiche, ja wohl sogar Verdacht erwecken würde, wenn das Zimmer nicht noch mehr, als durch Manuscripte den Dichter verrathe. Bücher müßten da sein, kleine Büsten, Bildchen und Blumenstöckchen; dann erst sei es das rechte Dichterzimmer; dann erst könne es abschreckend sein für Jeden, der nur hinein schaue. Natürlich aber müsse Bruder Brankel Geld dazu hergeben. Brankels Furcht ließ ihn das Alles einsehen und Geld hergeben, wenn auch mit convulsivischen Schmerzen. Sie erschütterten den guten Amandus tief, sie trafen ihn oft als nagenden Vorwurf wegen seiner „Finessen;" aber konnte er nur ein Buch, ein Büstchen, ein Bildchen, ein Blumenstöckchen hinüber tragen zum armen Dichter, sah er dann, wie derselbe schwelgte, kindlich froh, ja glückselig war, dann rieb er sich doch mit einem gewissen wehmüthig-schalkhaften Blick die Hände. Das war jenes Lächeln, was er bei unserem ersten Eintritt in sein Zimmer über seine Listen hinweg dem Bruder zusendete, und der ängstliche Blick, der von dort herüber kam, war es, mit dem Brankel jeden Augenblick erwartete, der fürchterliche Amandus würde wieder mit einem neuen, kostspieli-

gen Argumente herankommen; der bittere Blick, der dann von Amandus weg zum Dichter ging, war es, mit dem Brankel den Menschen betrachtete, dem seine Furcht jene theuren Sachen zugeführt hatte.

So lebten diese drei Menschen eine Zeit lang mit einander hin, als Amandus eine Entdeckung machte, die ihn in das sonderbarste Erstaunen setzte, und gewiß auch unseren Lesern höchst überraschend sein, wenn nicht gar als unglaublich erscheinen wird.

Wer lernt die Tiefen eines menschlichen Gemüthes jemals auskennen! Wer kann seine Widersprüche und Verschlingungen lösen und entwirren! Wer kann von Jemand sagen: „So ist dieser Mensch, und anders kann er nicht sein!" Und wer darf nun sagen: „es ist nicht wahr," wenn wir erzählen, Brankel Stoops war mitleidig, verschenkte bedeutende Summen an Arme aller Art. Brankels grüne Augen konnten weinen, wenn er so ein recht bitteres Elend ansah, seine seekrebsartigen Hände zitterten in Rührung, wenn er gab; sein eisernes, eisiges Herz fühlte sich elend, wenn er einige Tage lang keine Wohlthaten gespendet hatte. Das war es vielleicht, was jenes geheimnißvolle Etwas in den Zügen Brankels andeutete.

Im Abenddunkel, mit einem großen Barte ver-

mummt, einen alten, grauen Kastor auf, einen weiten, erbsenfarbigen Paletot an (seit Bruder und Neffe bei ihm wohnten, lagen diese Sachen als Paquete in dem tiefsten, dunkelsten Hofraume des Hauses, wo er sie an-, und beim Zurückkehren wieder auszog), so ging er hin, wo er Elend wußte, oder zu einem Armenpfleger, zu einem Wohlthätigkeits-Verein, und gab dann schweigend, und rasch wieder fortgehend. Niemand sollte Das erfahren. Vielleicht aus Furcht, seinen Reichthum verrathen zu sehen; als mildthätiger Mann in Mißcredit zu kommen; zu sehr überlaufen, beansprucht zu werden? Möglich, daß diese dreifache Furcht mit dazu beitrug, sein Wohlthun so geheim zu halten; ursprünglich aber hatte es einen anderen Grund; denn wie er schon als Knabe und Jüngling das Bedürfniß fühlte, Wohlthaten zu spenden, so hatte er auch da schon es stets geheim gethan, ohne jemals einen Grund dafür zu wissen. Und daß er schon als Knabe und Jüngling jenes Bedürfniß fühlte, sich bedrückt fühlte, wenn er Elend, oder verweinte Augen sah: das mag darthun, daß sein jetziges Wohlthun nicht jenes war, wie man es so oft bei Geizigen findet, ein krampfhaftes Bestreben, das Schicksal gleichsam bestechen zu wollen; oder eine

Art Beruhigungsmittel gegen das oft stechende Gewissen. Es mochte von diesen beiden Elementen wohl Etwas mit dabei sein, aber ursprünglich war es doch ein wirkliches Mitleid, wenn auch nur ein Mitleid der Schwäche oder der aufgeregten Nerven.

Amandus war der Erste, der diese Entdeckung bei Brankel machte. Die so oft sich wiederholenden Abendgänge und vor- und nachher ein sorgsames Sicheinschließen des Bruders hatten Amandus Aufmerksamkeit immer ernster erregt. Anfangs ein unerklärbares Mißtrauen, dann und wann eine aus jenen geheimnißvollen Zügen dunkel aufsteigende Ahnung der Wahrheit, dazu sein unermüdliches Bestreben, auf den Grundtiefen des Bruders doch noch irgend ein Gutes aufzufinden, dies dann festhalten, weiter zu bilden und daran den Bruder sich selbst, der Menschheit, der Sitte zu gewinnen, — das Alles hatte es Amandus endlich als Pflicht erscheinen lassen, jenen heimlichen Abendgängen nachzuspüren. Er that es, wenn auch mit Widerstreben, und wie wurde er belohnt! Wie freudig war er erstaunt, als er jene merkwürdige Entdeckung gemacht hatte.

Eine andere Entdeckung aber hatte Amandus

noch nicht gemacht; eine Entdeckung, die die Freude über die gemachte jedenfalls sehr getrübt, wohl gar in Entsetzen verwandelt hätte: der grausenhafte Zustand, worein Brankel Stoops jedesmal verfiel, wenn er von seinen Segensgängen nach Hause kam. Der zerknirschteste Sünder kann seine Sünden nicht mit solchem Abscheu, mit solchem Haß verfolgen und zu bekämpfen suchen, als Brankel Stoops sein Mitleidsgefühl verabscheute, haßte, mit verzweiflungsvoller Gewalt, und doch stets vergeblich, zu bekämpfen suchte. Brachte ihm dieses Mitleid ja doch die schrecklichsten Qualen, die ein Geiziger nur empfinden kann; er mußte, mußte wohlthun, wie August dichten mußte; er konnte nicht anders; aber hatte er es gethan, dann verfluchte er dieses Wohlthun, sein Herz, sich selbst, sein ganzes Dasein; dann wimmerte, winselte, seufzte er oft: „O mein Geld! mein Geld!" Und auch dieses hatte schon im Knaben und Jüngling gelegen; schon damals suchte er jenes fürchterliche Gefühl des Mitleids in sich zu ertödten; schon damals strafte er sich förmlich, wenn es ihn wieder verführt hatte. Dann gab er sich Ohrfeigen, kniff sich blaue Flecken in den Arm, zog sich an den Ohren, an den Haaren, biß sich in den Daumen, bis es ihn schmerzte, und legte sich für

jede neue Schwäche eine schärfere Strafe auf. Aber stets berechnete er Strafen, die nur augenblicklich ihn schmerzten, ihn nicht untauglich machen durften, in der nächsten Stunde wieder frisch zu arbeiten. Eine solche Strafe, nachdem er an die Schmerzen des Haarausraufens sich gewöhnt hatte, war es z. B., daß er mit einer kleinen, scharfen Lanzette sich die Augenbrauen ausriß; daher auch die wenigen Härchen, die Augen ohne Brauen. Aber immer noch keine Rettung von der entsetzlichen Furie seines Mitleids, die ihn mit Geißelhieben durch sein unglückliches Leben peitschte. Er hatte die sonderbare Idee, daß jede einzelne Empfindung des Menschen ihren Sitz in einem einzelnen Muskel habe.

Und er befragte sich nun ernstlich bei Aerzten, in welchem Muskel des menschlichen Körpers die Empfindung des Mitleids sitzen möge. Er fragte es scheinbar gleichgiltig, mit verächtlichem Lächeln, aber er hatte sich vorgenommen, wenn man ihm wirklich einen Muskel als Sitz des Mitleids anzeigen könne, denselben sich auszuschneiden, wenn es ihm nicht das Leben kosten würde. Natürlich erhielt er stets eine lächelnde Antwort auf seine lächelnde Frage. Da auf einmal glaubte er den Rettungsweg gefunden zu haben: eine Strafe wollte er sich auferlegen, so

furchtbar, so ungeheuer, daß dagegen all' seine früheren Züchtigungen nur Frühlingsfächeln genannt werden könnten; eine Strafe, die dem schrecklichsten Tyrannen wohl nicht eingefallen wäre; eine Strafe, wovor er stets entsetzt zurückbebte, dann aber mit entschlossenem Sinn ergriff, denn sie mußte, mußte sein Mitleid tödten: er wollte sich jedesmal strafen durch — Geld! durch so viel Geld, als er verschenkt hatte; durch Geld, was er mit eigener Hand wegwarf, — weg, daß es nicht mehr existirte für ihn, für irgendwen. Und er that es. — Was sind die berühmten, die bewunderten und die verlachten Selbstqualen der Märtyrer, — was ist Mucius Scävola's brennende Hand, — was ist der so vielfach und so herrlich geschilderte Stoicismus der Indianer in den Händen ihrer wilden Feinde gegen die Qualen, die Brankel Stoops der Makler mit wahrem Heroismus ausstand, wenn er unter dumpfem Röcheln und Stöhnen Geldstück nach Geldstück in einen Canal oder dergleichen warf; mit krampfhaft zurückgehaltenem Odem dem Tone lauschte, den das Niederfallen herauftrieb, und wenn er dann keuchend, schweißtriefend, mit wild stierenden Blicken und gräßlichem Todesglanz seiner grünen Augen nach Hause jagte, als wenn Tod und

Verderben auf seinen Fersen wären, als hätte er ungeheure Verbrechen begangen, denen er entfliehen wolle! — Dieses Erscheinen Brankels, jedesmal nach den von Amandus entdeckten Abendgängen, kurz nach dieser Entdeckung ihm bemerkbar geworden (denn fast zu gleicher Zeit hatte Brankel jene fürchterliche Strafe an sich begonnen), mußte des Menschenfreundes Aufmerksamkeit auf's Neue im höchsten Grade erregen, ihn noch einmal zum eifrigsten Nachforschen antreiben und ihn endlich auch zu dieser zweiten entsetzlichen Entdeckung führen. Sie erschütterte ihn gewaltig, sie rüttelte fieberhaft sein ganzes Wesen zusammen, sie hätte ihn jedenfalls krank darnieder geworfen, wenn er nicht mit ganzer Kraft sich zusammengenommen, die drohende Krankheit mit der Macht des Willens gebieterisch von sich gewiesen hätte, nur, um dem lieben Bruder die Angst zu ersparen. Der unverwüstliche Glaube des guten Amandus an das Bessere, an das Gottähnliche in jeder Menschennatur, verließ ihn auch hier noch nicht, und so glaubte er bestimmt, in jenen schrecklichen Gegensätzen im Gemüth seines Bruders doch noch den Hebepunkt aufzufinden, von wo aus er ihn gleichsam herausheben könne aus dem Chaos seines Innern, hinauf an das goldene Licht der

Tugend und Menschlichkeit. Dies zu vollbringen sollte ihm nun Lebensaufgabe sein, wie es ihm Lebensaufgabe war, den Dichter August glücklich zu machen. Verlassen wir ihn kurze Zeit bei der Verfolgung jener Aufgabe, und begleiten wir ihn bei Entwickelung dieser. Leider hatte er schon einen Theil des für August berechneten Planes aufgeben müssen. Die heimlich gesammelten und abgeschriebenen Dichtungen desselben waren ihm schon von zwei Verlegern zurückgesendet; ein unbekannter Name, ein so gewöhnlicher Name, und die Dichtungen so ganz anders, als der Zeitgeschmack sie wollte und gewöhnt war, von einem unbekannten Mann empfohlen, mit einem höchst unpraktischen Schreiben begleitet: Nein! das war nichts für die Verleger. — Da sendete nun Amandus die Manuscripte an einige der berühmtesten, anerkanntesten Kritiker und Dichter, die auch von August hochverehrt, deren Urtheile demselben stets wie Sprüche Hoherpriester erschienen waren. Er bat sie um ihre Urtheile, und wie jubelte er jedesmal auf, wenn so ein Urtheil einlief, das Eine immer noch anerkennender als das Andere, Alle dahin übereinstimmend: hier sei eine durchaus neue, wahrhaft großartige Dichterkraft. Jedesmal wenn so ein Oelblatt kam,

hätte er gern hinfliegen mögen zu August und ausrufen: „Da hast Du Dich, Poete von Gottes Gnaden!“ Aber er befürchtete dann, so ein einzelnes oder so wenige möchten nicht hinreichend sein, das Verzweifeln des unglücklichen Dichters an seiner wahren Kraft zu erschüttern; erst sollten alle bei einander sein; der siegenden Gewalt dieser vereinten Urtheile müßte es gelingen. Und als er nun alle hatte, die er wollte, da dachte er doch zuerst wieder an den früheren Plan, die Dichtungen erst drucken zu lassen; denn das wußte er: mit jenen Urtheilen versehen, würde auch der stolzeste, der hartnäckigste Verleger mit vollen Händen darnach greifen. Aber immer würde es doch noch zu lange gedauert haben, und das konnte Amandus nicht über's Herz bringen. Wozu nun noch die Nebenfreude abwarten, wenn schon die Hauptsache der Rettungsmittel in seinen Händen war?! Nein, gleich, — jetzt sollte dem Armen Rettung werden, und Amandus weinte Freudenthränen, ehe er zu August eintrat. Armer Amandus! Du verstehst Dich wohl auf Herzen, auf Leiden, auf Fehler der Menschen, aber nicht auf die Gewalt einer Dichternatur, wie August; nicht auf die ungeheure Leidenschaft einer Kraft, die solche Dichtungen schuf, wie August. Die Einleitung des

glücklichen Amandus zu seinem Rettungs-Experiment konnte natürlich nur wieder Scham, Schmerz, tiefes Gekränktsein in August wachrufen. Die darauf folgende Nennung der großen Namen, die August beurtheilt hatten, bannten ihn zu starrer, regungsloser Aufmerksamkeit; dann, mit dem ersten Blatte in der Hand, begann er zu zucken, wie ein Scheintodter unter der Gewalt einer electro-magnetischen Maschine; bei dem zweiten Blatte stieg es in seiner Seele, durch seine Augen auf, wie das seltsam ferne Erinnern eines im Sarge aus langem, tiefem Schlaf Erwachenden; bei dem dritten Blatte fingen seine Blicke an zu leuchten; er fuhr mit der Hand an die Stirn, an das Herz; er hielt beide Hände an die Augen, als könne er den Glanz der Herrlichkeit nicht ertragen, die sich vor ihm auszubreiten begann; er war wie der Blinde, der plötzlich sehend wird. Amandus in Rührung, in Seligkeit, las nun rasch hinter einander die anderen Schriften, laut und immer lauter, ihm vor. Er sah nicht, wie Augusts Augen immer strahlender, immer verklärter wurden; wie sein ganzes Wesen durchleuchtet schien von einer wunderbaren, göttlichen Offenbarung; wie es sich zu theilen schien in Körper und Seele. — Und siehe, es hatte sich wirklich getheilt. Die Seele

war hinaufgetragen von der zum Himmel strebenden Gewalt des unermeßlichen Glückes, und noch leuchtete das Auge, noch waren die Züge geröthet, verklärt, — als der Körper schon todt zurückgesunken war, zurückgesunken bei den letzten Worten des letzten Blattes: „Hier ist ein wahrer, ursprünglicher Dichter!"

Es giebt Schmerzen, so heilig, so tief, so feierlich und gewaltig, daß man ihnen nicht nahen darf, nur von ferne sie anbeten mit geschlossenen Augen und gefaltenen Händen, wie der römische Glaube anschaut das unsichtbare Allerheiligste. Solche Schmerzen waren es, die Amandus empfand, als er niederkniete vor der Leiche des Dichters; als er sie zur Ruhestätte begleitete; als er dann die Manuscripte des Dichters ohne Thränen, ohne Seufzer, ruhig nach Außen, langsam und einfach-feierlich verbrannte; mit gefaltenen Händen in die Flammen, dann in die verglimmenden Kohlen schaute; die letzten Fünkchen mit den Augen verfolgte, die wenigen leichten Aschenreste sammelte und in jene tödtenden Blätter legte. Erst als er diese in seinen Händen fühlte, schien er zu erwachen aus seiner Andacht; seine Hände zitterten; unheimlich war ihm das Knistern dieser fürchterlichen, bedeutungsvollen Blätter. Unheimlich aber auch der schwere, entsetzlich bange

Seufzer, der plötzlich hinter ihm durch die tiefe, bange Stille schwoll. Er sah sich um und sah seinen Bruder vor sich stehen; gebückt, blaß, und durch den grünlichen Glanz seiner Augen funkelten Thränen. — „Bruder, um Gotteswillen, Bruder!" rief Amandus und faßte den schwankenden Mann unter den Arm, ihn auf den nächsten Stuhl geleitend; dann brach er in hell hervorstürzende Thränen aus, die ersten, die er seit Augusts Tod hatte weinen können. Aber sie galten jetzt mehr dem todeskranken, zitternden Bruder, und August wurde fast vergessen in der zärtlichen Sorge, womit er den Bruder umfaßt hielt, ihm Kissen einschob, den Fröstelnden zudeckte. Vergessen fast wurde der heilige Schmerz in der unendlichen Freude, als Brankel jetzt zum ersten Male in seinem Leben dem gehaßten Amandus liebevoll die Hand reichte und mit zusammengepreßten Lippen murmelte: „Amandus, ich danke Dir." — In diesem Druck der Hand, in diesen wenigen Worten sah Amandus die herrliche Hoffnung sich ganz nahe gerückt, doch wenigstens Eine seiner zwei Lebensaufgaben noch lösen zu können; sah er den gräßlichen Eispanzer um Brankels Herz gesprungen; sah er Gottes Licht seinen Einzug halten in dies erlöste Dasein.

Kehren wir nun zurück zu Amandus früherer Verfolgung dieser seiner Aufgabe. Er hatte sich nicht verstanden auf die Gewalt einer Dichter-Natur wie August; aber er verstand sich auf den Menschen, auf das Herz, auf Fehler und auf das Ewige in der Menschen-Seele, und dieses Verstehen hatte hier seinem sonst so unpraktischen Wesen einen unendlich scharfen, sicheren Blick, eine tiefe Menschenkenntniß und praktische Consequenz gegeben. Sie hatte ihn sogar hart, fast herzlos, ja lügenhaft und heuchlerisch werden lassen, indem er nach jener zweiten schrecklichen Entdeckung zuerst berechnete: daß jene Qualen des Bruders denselben nothwendigerweise bald körperlich aufreiben würden; daß die Seele eines kranken Körpers weit eher empfänglich für fremde Eindrücke und Einflüsse sei, und daß er darum den Bruder noch eine Zeitlang ungestört in seinen Büßungen wolle gehen lassen, bis er ganz elend, ganz gebrochen sei. Indem er ferner, — vorbauend dem angelegten Plan, — anfing, über Körperleiden, plötzliche Blutwallungen, Schwindel ꝛc. zu klagen, und dadurch die Todesangst des Bruders auf die höchste Spitze trieb. Bei der weichen, gütigen, wahrheitsliebenden Natur des Amandus gehörte wahrlich ein Heldenmuth dazu, diesem Plane

so treu zu bleiben, wie er es blieb. Endlich schien ihm der Augenblick gekommen, wo er dem elend zerrütteten Brankel schonend in den Weg treten dürfe. Er begann damit, ihm wieder auf seinen Wohlthats-Wanderungen nachzugehen; dann, ehe derselbe zu der Büßung schritt, plötzlich an ihn heranzutreten und den tödtlich erschrockenen Bruder anzureden. Dann verließ er ihn nicht, trotz aller Bitten, Beschwörungen, zuletzt Verwünschungen des immer ängstlicher werdenden Unglücklichen; — dann schützte er auf einmal seine Körperleiden vor, und da fühlte sich denn Brankel in banger Angst glücklich, den kranken Amandus nach Hause führen zu können. Auch hier durfte er ihn nicht verlassen; die ganze Nacht nicht, den frühen Morgen nicht, und später am Morgen fühlte Brankel nicht mehr so fieberhaft die Nothwendigkeit seiner Büßungen. So ging es einige Male, und immer leichter wurde es Brankel, die Büßungen zu versäumen; ja, es war ihm sogar schon lieb, daß er sie nicht unternehmen konnte; er horchte schon auf, wenn er seinen Wohlthätigkeitsgang gemacht hatte, ob Amandus nicht bald erscheinen und ihn wieder zwingen würde, mit ihm nach Hause zu gehen; er fand sogar eine Art Trost darin, daß Amandus ihm sagte, wie er jetzt, nach dem

Rath der Aerzte, gerade Abends so oft ausgehen müsse, dann ihn zufällig treffe und seines Armes bedürfe, um nach Hause kommen zu können. Was Brankel früher noch in Todesangst versetzt hätte, das war ihm jetzt Trost, Beruhigung. Amandus dachte nicht daran, daß das ein egoistischer Trost des Bruders sei; er dachte nur: „Etwas ist doch schon gewonnen!“ Noch mehr wurde gewonnen, als Amandus ihm eines Abends sagte: er wisse jetzt, was die abendlichen Gänge Brankels zu bedeuten hätten; die Verkleidung, der er sich dabei bediene, sei nicht, wie er ihm gesagt habe, aus Furcht vor Feinden, die ihm auflauern wollten, oder vor Dieben, die ihn von der Börse her kannten und einen reichen Mann in ihm vermutheten; er wisse es genau. Brankel erschrak heftig, daß irgend ein Mensch um sein Geheimniß wisse; aber es war doch nur der eigene Bruder, und der versprach ihm feierlich, ihn nie zu verrathen. So war denn nun ein Geheimniß, ein Vertrauen zwischen den Brüdern, und so was bindet doch immer etwas, auch die fernsten Herzen, aneinander. Brankel wurde schon zugänglicher für den Bruder und fühlte manchmal schon eine gewisse, nie gekannte Regung, wenn auch nur für Den Menschen, der indirect ihm schreckliche

Qualen ersparte, der sein gefährlichstes Geheimniß so treu bewahrte, es sogar nicht benutzte, um von ihm Geld zu erpressen, der das geheimnißvolle Mitleid selbst nicht anrief, sogar immer weniger des Geldes von ihm verlangte, was zu fordern er berechtigt war. — Fürwahr, Amandus hatte meisterhaft den Gang seiner großen Aufgabe berechnet! — Jetzt durfte er schon weiter gehen. Er beobachtete Brankel eines Abends, als derselbe von seinem Wohlthätigkeitsgang zurückkam und langsam, immer langsamer der dunklen Kanalstelle zuging, wo er gewöhnlich seine Büßungen vollzogen, dem Fall des hinabgeworfenen Geldes gelauscht hatte. Amandus wußte, warum Brankel immer langsamer ging, sich ängstlich umschaute und dann mit einem tiefen Seufzer an der verhängnißvollen Stelle stehen blieb. Er ließ ihn stehen, er ließ ihn langsam die Börse öffnen, ein-, zwei-, dreimal das Geld darin überzählen, ein Stückchen herausnehmen, wieder sehnsuchtsvoll sich umsehend, ob denn der Retter nicht käme, der ihn von dieser Pflichterfüllung erlöse. Aber Amandus kam nicht eher, als bis das erste Geldstück in den Kanal geworfen war, und Brankel tief ihm nachseufzte; aber ganz anders als sonst, und mit einer viel größeren und ganz anderen Angst als

sonst, daß ihn irgend Jemand, oder gar Amandus selbst dabei überrasche; da auf einmal stürmte Amandus heran, faßte den Bruder heftig am Arm, und grollte in strafendem Tone: „Sünder! Verbrecher, was thust Du?!“ Brankel fuhr zusammen; zum Zorn hatte er keine Kraft mehr. Er stand da, wirklich wie ein Sünder, wie ein Verbrecher, und wagte nur mit leisem Blinzeln in Amandus Augen zu schauen, die er im Schein einer fernen Laterne mit feuchtem Glanze und doch strafend auf sich gerichtet fand. — „Sünder, jetzt weiß ich Alles! knie nieder, nieder und bete zu Gott, daß er Dein Verbrechen Dir verzeihen möge!“ sprach nun Amandus mit gedämpftem Tone, und der kleine, schwache Mann schien vor Brankels Augen zu wachsen, groß, mächtig dazustehen, wie ein geweihter Priester; und Brankel, der athletische Mann, wurde kleiner und kleiner, als schrumpfe er zusammen, wie von einem Zauber berührt. Er zitterte, knickte zusammen, so daß er bald zu Amandus Füßen lag, und er murmelte: „Bete Du für mich, ich kann nicht; — ich darf nicht;“ — und Amandus legte nun segnend seine Hand auf das Haupt des Bruders und sprach: „Komm, wir beten zusammen;“ dann faßte er ihn kräftig an und wollte ihn fortführen; aber Brankel

umklammerte ihn und sagte: „Erst schwöre mir, daß auch dies Geheimniß bleiben soll vor allen Menschen.“ „Ich schwöre es Dir bei Deiner Seele, die Gott erretten wird,“ sprach Amandus sanft und führte den Bruder nun fort; dieser folgte wie ein Kind.

So hatte denn nun noch ein zweites Band diese beiden Menschen an einander gefügt, zwischen denen bisher ein unnatürlicher Haß gestanden; so wurde Brankels eiserne, eisige Natur noch mehr erschüttert, zerrüttet bis in ihre geheimsten Fugen, und Amandus glaubte, daß sie jetzt fähig, wenn nicht gar schon bedürftig sei, ein Anderes zu empfangen. Da erzählte er ihm denn von Augusts wahrem Wesen, von dieser großen, wunderbaren Dichterkraft, und zeigte ihm die Blätter, die schon eingelaufen waren, die Urtheile der großen Namen. Brankel freute sich, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er eine dunkle Ahnung, daß es doch wohl noch was Höheres, Heiligeres in der Schöpfung gebe, als das, was er kannte, und er sah August mit scheuen Blicken, ja, doch wohl, ohne daß er's wußte, mit einer Art von Bewunderung an. Es mochte da auch wohl mitwirken, was in jedem Menschen liegt: Eitelkeit. Er hatte ja doch schon gehört von Dich-

tern, die so berühmt geworden, daß man ihnen Ehrensäulen gesetzt, daß Könige sie besucht und zu sich geladen, daß Tausende von ihren Büchern verkauft seien und also auch viel Geld mußten eingebracht haben; und daß nun ein „Stoops," ein Neffe von ihm, vielleicht auch noch so ein großer, berühmter Mann werden könnte: das war doch immer eine Art Ehre. Auch dieses Ereigniß machte ihn noch milder, versöhnender, machte ihn irre an Dem, was er bis jetzt geglaubt oder nicht geglaubt hatte; irre an seiner ganzen Anschauung über Welt, Menschen, Verhältnisse und — Geld. Nun auf einmal der Tod des bisher so schmählich, so verächtlich, so egoistisch behandelten Dichters: Das warf ihn zusammen wie ein Kartenspiel; das rief ihm zu: „Auch Du hast ihn mit gemordet! — auch Du, auch Du!" Mit zitternden Händen hatte er die ihm jetzt so verbrecherisch erscheinende Adresse des Dichters von der Thüre weggenommen und vernichtet; dann warf ihn das Fieber auf's Krankenlager; er konnte dem Leichenzuge nicht folgen, er konnte nur noch auf eine Kiste und einen Schlüssel deuten, und leise sagen: „Da ist Geld, so viel gebraucht wird!" und er sah dem Oeffnen der Kiste nur mit einem momentanen Zucken, dann resignirt, dann liebevoll zu, und es

war ihm, als wenn mit jedem Stücke Geld, was daraus genommen wurde, eine furchtbare Last von seiner Brust falle. „Nehmt recht viel," stöhnte er sogar einmal, und Amandus rief sich leise zu: „Er ist gerettet!"

Die tiefe Stille in Amandus Zimmer, als dieser Augusts Manuscripte verbrannte, hatte ihn nicht ruhen lassen; er war leise aufgestanden und hatte Amandus zugeschaut. Er wußte instinctmäßig, welch' heiligen Opferdienst Amandus verrichtete; er sah mit tiefem Schmerze in die Flammen, in die verglimmenden Kohlen; er zählte, wie Amandus, die letzten verglimmten Funken; dann mußte er tief aufseufzen, und in den Worten: „Amandus, ich danke Dir!" die todtmüde und doch innerlich so freie Seele sich ausruhen, ausweinen lassen.

Zärtlicher kann kein Geschwisterpaar sein, als es nun noch Amandus Stoops, der Menschenfreund, und Brankel Stoops, der Makler, wurden.

Nach einigen Jahren scherzten Beide: „Jetzt müßte Brankel Stoops eigentlich der Menschenfreund, und Amandus Stoops der Makler heißen, denn der praktisch gewordene Amandus muß förmlich maklen und zur Sparsamkeit ermahnen, wenn der Brankel verschwenderisch seine Gaben austheilt."

II.

Der Aristokrat.

I.

Wie die großen geschlossenen Gebirgstheile Deutschlands, namentlich Thüringen, der Harz, und ganz besonders Westphalen, noch am meisten echt deutsches Urelement im Volksleben bewahrt haben: so trifft man gerade auch in ihnen noch am meisten die Ueberreste des eigentlichen, echten deutschen Adels. Diese unterscheiden sich sehr, sehr scharf von dem allergrößten Theil des Adels, der in Städten und an Höfen wohnt, und den Immermann in seinem herrlichen Münchhausen „den Schwamm im Hause" nennt. Auch der reiche landbesitzende Adel in den Niederungen Deutschlands, vorzüglich der noch sehr abgegrenzte und exclusive Adel im nordöstlichen Deutschland, ist von jenen Ueberresten noch sehr streng geschieden, wenn gleich auch er eine weit größere Bedeutung und Tüchtigkeit in sich trägt als jener Schwamm. Die Selbstbewirthschaftung seiner Güter, der Handel mit den gewonnenen Pro-

ducten und Pferden haben ihn doch schon industrieller, practischer, moderner gemacht und seine politischen Ansichten und Bestrebungen abhängiger von den gewaltigen Gesetzen der Börse und der Weltmärkte. Will man noch eine lebendige Erinnerung von jenem eigentlich echten Adel haben, dann verlasse man in einem der genannten Gebirge die Straße des Verkehrs und wandre mühsam hinauf zu einem der wenigen übrig gebliebenen, burgartigen Schlösser, auf deren mittelalterlichen Grund ein charakterloser Neubau gesetzt wurde; graugelb angestrichen, mit uralten Eichen und Buchen umgeben; eine Felsenbrücke führt zum stets offenen, weiten Bogenthor, aus dessen Wölbung noch die schweren Zacken des weiland Fallgatters unheimlich, rostig hervorlugen. — Uralte, zum Theil längst verlassene Storchnester beschatten schweigsam stolz eine unzählige Menge lebendiger Schwalbennester, und im Hofe spielen riesige Hunde mit alten verwitterten Gäulen, die das Gnadenbrod fressen und an das offene Thor nicht mehr denken. In einem etwas alterthümlich eingerichteten Gemach, mit Ahnenbildern und einzelnen Waffenstücken geschmückt, sitzt der alte gnädige Herr.

Eine hohe, gedrungene, aber nicht corpulente

Figur. Der starke eckige Kopf trägt grauweiße Haare, von hinten nach vorn in die Höhe gestrichen; eine hohe Stirn in eine breite, glänzend weiße Platte auslaufend, die nie von einer Perrücke bedeckt sein wird, mag sie noch so breit werden. Eine große, edelgeformte Nase erhebt sich über den militärisch nachlässig gestrichenen Schnurrbart, den einzigen Bart, den der alte Herr trägt, je getragen hat; der Mund fest geschlossen, etwas herb, die Züge im Ganzen, man möchte sagen: „fix und fertig;" wie gegossen; man fühlt es an ihnen heraus, daß gerade nur dieser Mann sie tragen kann, daß sie seit Jahrhunderten seinem Geschlecht angehört haben, daß kein Anderer sie tragen darf. Ein weißes Halstuch, eine gelbweiße Casimirweste mit starken, hellen Knöpfen, bis zum Halse zugeknöpft, ein dunkelgrüner Ueberrock mit altdeutschem Kragen, graue Kamaschenhosen und stets hell-glänzende Schuhe, — das ist der gewöhnliche Anzug des Mannes. Dazu weiße, waschlederne Handschuh, eine grüne hutartige Mütze und ein Rohrstock mit Elfenbeinknopf, worin das Wappen geschnitten, wenn er ausgeht, wenn er auch nur durch den Hof schreitet. Er trägt nie farbige seidne Schnupftücher, nur weiße leinene der feinsten Art. Er schnupft nicht, er raucht keine

Cigarren, aber viel Taback, aus uralten Meerschaumköpfen. Aber nur in seinem Zimmer. Nicht bei Empfang seiner Gerichtshalter, Geometer, Schullehrer und Pfarrer. Nicht bei den Audienzen für seine Bauern, nicht bei den Besuchen, die er manchmal der Gemeinde-Linde macht, wo Schultheißen und Ortsvorsteher dem gnädigen Herrn beim Glase Bier aufwarten dürfen und die Gemeinde-Mitglieder in ehrfurchtsvoll-patriarchalischer Weise ihn stehend umgeben und ihre Kinder „Basselamanns" (Complimente) machen lassen. Er kommt den Leuten mit der jovialsten Laune und herzlichsten Leutseligkeit entgegen; aber wehe dem, der nur ein Jota vom alten historischen Respect weglassen würde. Wehe dem, der ihm, „nur das Neuntel eines Haares," von seinen Rechten abstreiten wollte, während es ihm auf ein paar Kronenthaler und seien es auch ein paar Hundert, nicht ankommt, wo seine Güte und Gnade angerufen wird. — Bei großen Diner's im Schlosse, die er bei Geburts- und Festtagen dem umwohnenden Adel und den bürgerlichen Honorationen giebt, erscheint er in gesticktem Rock, halb modern, halb Roccoco, Degen an der Seite, Ballhut unter dem Arm; aber Niemandem wird es einfallen, sich darüber heimlich lustig zu machen; es

steht Alles dem alten Herrn so gut, so natürlich, als wenn das gar nicht anders sein könnte, als würde er damit den Ton zu einer neuen Mode angeben. Nur wenn er einmal, aber höchst selten, zu seinem „Herrn Fürsten" reist, unterwirft er sich der Nothwendigkeit der Hofuniform mit den Orden. Er trägt die Orden alsdann weit mehr des Fürsten, als seinetwegen. Er betrachtet den Fürsten überhaupt weit ehrfurchtsvoller als den ersten und ältesten Adeligen des Landes, denn als Souverain, und das „von Gottes Gnaden" übersetzt er sich in: „von Geburts oder Adels Gnaden." Das Volk ist ist ihm indessen durchaus nicht nur ein Ding, eine Sache, nur des Adels und des Fürsten wegen da. Diese Ansichten überläßt er „dem Schwamm im Hause." Er erkennt das Volk als eine ehrenhafte, achtungswerthe Masse, die aber in allen Staats- und Landesfragen durchaus unzurechnungsfähig, die, — als sich ganz von selbst verstehend, — dem Schutz und der Leitung des Adels anvertraut sei, gegen die derselbe aber auch — und eben deshalb — große und ernste Pflichten habe. Das Beste und Einzigste, wonach das Volk streben, wozu Adel und Oberhaupt ihm behülflich sein soll, ist ihm der Wohlstand. Er ist fähig, ein eifriger Opponent

der Regierung zu werden, wenn deren Maßregeln diesen Wohlstand irgend wie zu hemmen drohen. Er will auch gewisse Gemeinde-Selbstständigkeiten und Freiheiten dem Volke gesichert wissen, aber nur als Mittel zum Wohlstand. Auch die Religion ist ihm dazu ein Mittel; zwar das ehrwürdigste aller Mittel, aber doch nur ein Mittel; sie soll Sittlichkeit, Rechtschaffenheit und Gehorsam verbreiten und dadurch den Wohlstand fördern und diejenigen Institute heilig halten, die zu deren Befestigung dienen. Das Hauptmittel des Wohlstandes ist ihm ein tüchtiger Stamm reichen Erb-Adels. Das Streben nach einer höheren Volksentwickelung in Staat und Kirche, nach größeren Freiheiten u. s. w. ist ihm bei dem Einzelnen ein organischer Fehler, der sich bis zum Wahnsinn steigern könne, bei der Masse eine epidemische Krankheit. Thätlichkeiten zur Erreichung solcher Ansichten, sind ihm scheußliche Verirrungen gegen die Gesetze der Natur. Daß irgend ein wirklich gesunder, vernünftiger Mensch andere Begriffe vom Adel und speciell von seiner eigenen Würde haben könne, glaubt er nicht. Aber eben diese Sicherheit in seinen Grundsätzen und Anschauungen giebt ihm im Umgang so was Freies, Hu-

manes, Leutseliges, daß man darin seinen Aristokratismus nie merken wird. Es unterscheidet sich das streng von dem Begegnen mit dem übrigen Adel: dieser fühlt sich in seiner Stellung und Bedeutung nicht mehr so sicher, so anerkannt, und glaubt nun, entweder durch stolze, exklusive Form sich jene Sicherheit ertrotzen zu müssen, oder durch herablassende Freundlichkeit sie gewinnen zu können. Hier ist es denn, nun das Absichtliche des Einen oder des Andern, was unangenehm stört, — dort ist das Wahre, Natürliche, was stets angenehm berührt. Man darf auch nicht glauben, daß dem alten Herrn Kunst und Wissenschaft gleichgültig oder gar verächtlich sind. Er schätzt und protegirt sie. Weniger freilich aus innerem Bedürfniß, aus tiefer gehender Achtung ihres eigentlichen Werthes, sondern mehr aus der Ueberzeugung, daß sein Stand die Verpflichtung dazu habe. Man sieht im Schlosse eine reiche Bibliothek der Alten und Neuen, werthvolle Kunstwerke, Instrumente nebst modernen und klassischen Musikalien; er giebt talentvollen Jünglingen Stipendien; die Kinder müssen tüchtig lernen, die Lehrer brauchen keine Hamster fangen zu können, wenn sie geschätzt sein sollen; jemehr Kenntnisse, desto lieber sind sie

ihm, die Kinder sollen streng gehalten, nur freilich auch stets als die Kinder des Schlosses behandelt werden. Französische Duennen hält er nie.

Solche Erscheinungen giebt es noch, wenn auch sehr wenige, und das Jahr 1848 hat die meisten davon verwischt oder gebrochen. Eine solche Erscheinung war auch der Baron von Turneck, den wir vielleicht „den letzten Baron" nennen dürften. Gewiß nicht ohne tiefe, schmerzliche Rührung sehen wir eine solche Natur inmitten der fürchterlichen Wogenbrandung der kaum vergangenen Zeit mithandelnd, mitringend stehen. Nach allgemeinen Gesetzen fühlen wir wohl die Nichtberechtigung derselben in unserer Zeit, mithin die Nothwendigkeit ihres Untergangs; ja wir können uns wohl, ihr gegenüber, eines feinen, ironischen Lächelns nicht erwehren, wir gedenken dabei wohl gar des Cervantischen Helden, aber hat nicht auch dieser seine tragische Seite? Ja, ist er nicht eigentlich eine durchaus tragische Erscheinung? Ein deutscher Possenschreiber hat aus diesem Buche eine Posse gearbeitet, Shakespeare würde eine Tragödie daraus gemacht haben.

Dieser so breite Boden für die nachfolgende so kurze Erzählung war nöthig, um deren Wahrheit begreiflich zu machen.

II.

Nicht allein und zuerst die politischen Verhältnisse mit ihren Kämpfen und Krämpfen hatten den alten Baron von Turneck tief und schmerzlich ergriffen, schon ein früheres, jahrelanges Leid trug er mit sich herum. Sein einziges Kind, seine Adele, war ein Wesen, was er nie für seine Tochter gehalten haben würde, wenn er nicht oft gefühlt hätte, daß die Natur sie ihm doch an's Herz gelegt, und wenn er es je für möglich gehalten, daß die Gemahlin eines Turneck, die Tochter eines Plettenburg jemals unredlich hätte handeln können. Adele war von früh an ein besonderes Wesen, keck und ausgelassen bei allen Vergnügungen, in allen Gesellschaften; wild und unbeugsam gegenüber dem Zwang und der Strenge; nur durch Güte, Bitten und Thränen lenkbar; doch mußte man auch damit sehr vorsichtig sein, nur ein wenig zu viel — und sie sprang in Verachtung dieser Weichheit um; that in verächtlicher Ironie das Gute, was man von ihr verlangte; doch that sie es stets. Größer geworden war ihr das wildeste Pferd des Schlosses zu zahm; in schreckenerregender Wildheit sprengte sie über Gräben und Felsen, durch Schluchten und Flüsse. Auch zu Fuß war ihr kein Felsen zu steil, kein Weg

zu schmal, kein Abgrund schreckbar. Es war wohl kein Sonnenaufgang, den sie nicht mit jubelndem Lied begrüßte (der Sonnenuntergang war ihr langweilig), kein Sturm, dem sie nicht entgegeneilte, der ihr nicht die langen rabenschwarzen Locken zerzauste, kein Echo im weiten Kreise des Schlosses, das sie nicht wach gerufen; und welch' eine Wonne, wenn ihr schwarzes, blitzendes Auge den schwarzen blitzenden Wolken trotzig entgegenleuchten konnte. Sah man bei einem Sturm oder Gewitter sie so stehen, die hohe, edle Gestalt auf einem Fels oder unter einer einsamen Eiche auf der Höhe: man konnte denken, sie sei die Göttin des Sturmes oder Gewitters, die das Brausen und Leuchten hinaus über die Thäler sende. Der alte Baron sah dem Allen mit banger Sorge zu, doch es hätte ihn dies Alles noch weniger geängstigt, wenn er nicht zugleich weit störendere, gefährlichere Eigenschaften an dieser eigenthümlichen Natur bemerkt hätte. Einige seiner mütterlichen Ahnen waren auch recht wilde, verwegene Reiterinnen gewesen, aber Adele führte ihr Pferd stets selbst in und aus dem Stall, duldete keinen Diener beim Auf- und Niedersteigen, noch weniger zur Begleitung. Das war in der Geschichte seines Hauses nie vorgekommen. Auch Eigenheiten,

Seltsamkeiten aller Art hatten andere seiner mütterlichen Ahnen gehabt; aber Adele duldete auch keine Dienerin zum Aus- und Ankleiden; kein Diener durfte in ihrem Zimmer in Livrée erscheinen, und bei Tische duldete sie eine solche nur dem Vater zu Liebe. Das ging doch zu weit gegen die Form, so weit war es bei Jenen doch nie gekommen. Fast alle seine mütterlichen Ahnen waren bekannt und geliebt gewesen wegen ihrer Leutseligkeit und Herzlichkeit gegen das Volk; aber Adele küßte sogar manchmal, in einer recht heiteren Laune, ein hübsches Bauermädchen so recht von Herzen ab und reichte frisch und fröhlich einem braven Bauernburschen die Hand, noch dazu ohne Handschuhe. Das war eigentlich schon gegen das Blut, gegen die Natur derer von Turneck. Und nun erst gar gewisse liberale Ideen, die sich hie und da in der Jungfrau zu zeigen schienen; diese machten dem Vater eigentlich den tiefsten Schmerz. Er stand oft sprachlos davor, wie vor einem ungeheueren, gefahrdrohenden Geheimniß. Er erwiederte nie etwas darauf, suchte sie durchaus nicht zu bekämpfen, als Grund dieses Schweigens gab er sich an: Die Nothwendigkeit dazu sei eine Unmöglichkeit, weil seine Tochter ja Seine Tochter sei; aber vielleicht war es nur die

Angst, alsdann noch mehr zu erfahren, als er wußte, als er hätte ertragen können. Sah er ja doch schon Manches für unmöglich gehaltene wirklich werden; sah er ja doch schon einen schweren Kampf gegen die heilige Souverainetät des Königs und Adels losbrechen und in den Reihen der Ankämpfer Fürsten und Adlige stehen, auf deren Echtheit er heilige Eide geschworen hätte. Sah er ja doch das Heiligthum der königlichen Würde sogar vom Könige selbst verletzt, sich beugend unter der Wucht blutiger, fürchterlicher Tage.

III.

Wie scharf er selbst bis in den tiefsten Kern seiner Ueberzeugungen angegriffen, wie ernst und blutig er selbst in den Kampf der Tage gerissen werden sollte, das ahnte er noch nicht, als er eines Tages in seinem weiten Bogenzimmer unruhig auf und abging; sorglich und muthig die Pflichten erwägend, die ihm, als einem der ersten Barone des Landes, mithin auch als Stütze des Thrones und des Landes jetzt oblägen. Die Kammern waren aufgelöst, und es mußte nun Alles angewendet werden, die neuen Kammern würdig des Thrones, würdig des vaterländischen Adels zusammen zu stellen. Es galt hier einem Princip,

das jeder wackere Baron mußte vertreten helfen: So war es von des Königs eigener Hand den ersten und treusten des Adels geschrieben worden; so hätte es aber ohnedem Turneck angesehen, und darum entschloß er sich, der guten Sache seinen häuslichen Frieden, seine Ruhe, und, was am schwersten, seine abgeschlossene Würde zu opfern, das heißt: in die Kammer einzutreten, zum erstenmale in seinem Leben sich der Oeffentlichkeit preiszugeben. Aber es lag ihm noch mehr ob. Man hatte in der Residenz genau berechnet, daß gerade noch eine Stimme fehlen würde, um den entschiedensten Sieg der guten Sache als ganz gewiß voraussehen zu können. Diese eine gewichtige Stimme mußte seine Provinz noch aufstellen und sie zu beschaffen, sah er als eine Pflicht, als einen Ehrenpunkt an; dies um so dringender, als schon manche seiner Bemühungen dafür an der epidemischen Krankheit des Augenblicks gescheitert waren. An die zu rettenden Vortheile seiner Kaste dachte er dabei nicht im geringsten; ein Egoismus lag ihm dabei so fern wie der Polarstern; es war ihm nur heilige Ehrensache, daß das Princip seiner Partei siege: dafür würde er freudig ein armer Mann geworden sein. Die letzte Hoffnung, für die gute Sache noch eine Stimme in die Kammer zu

gewinnen, setzte er auf seinen Vetter, den benachbarten Rittergutsbesitzer von Weldern. Zwar hatte er schon seit langer Zeit sich von demselben, so viel als verwandtschaftliche Formen es zuließen, zurückgezogen, weil ihm bei Weldern der echt aristokratische Pli fehlte, weil derselbe ein Leben geführt hatte, das zu vielen scandalösen Besprechungen Veranlassung gegeben; jetzt aber drängte die Nothwendigkeit zur Annäherung, um so mehr als es hieß: Weldern würde sich für die Opposition gewinnen lassen, ja, man munkelte sogar etwas von einer beabsichtigten Heirath desselben, deren nur entfernteste Möglichkeit den alten Baron, den nahen Verwandten, schon erstarren machte. — Ein kräftiges schwedisches Pferd stand schon im Hofe gesattelt, eben wollte Turneck hinunter und zum Vetter reiten. Da wurde derselbe angemeldet und folgte der Meldung auf dem Fuße nach. Ein eleganter echter Gentleman deutschen Styls in Anzug und Benehmen; ein hoher Dreißiger, mit feinen verlebten, doch noch energischen Zügen; mit frivol leichtsinnigem aber lebendigem Ausdruck in Augen, Mundwinkel und Stirn. Turneck begrüßte ihn ernst und würdig, Weldern warf sich mit sicherer Nonchalance in ein Fauteuil, fächelte sich mit einem Foulard und meinte: „Ich

bin abgespannt, echauffirt; mein Fuchs, die Bestie, parirt nicht mehr; mußte mich enorm anstrengen, sie durch das Thor zu bringen.“ —

„So schießen Sie die Bestie doch nieder. Nur gehorsame Pferde erhalten bei mir das Gnadenbrod.“ —

„Daß ich ein Narr wär!“ — lachte Weldern und steckte sich mit einem leichten Blick der Entschuldigung eine Cigarre an, — „daß ich ein Narr wär,“ wiederholte er „ich verkaufe die Bestie an Jemand, der ihr Gehorsam beibringen kann.“ —

„Aber Sie müssen es ihm doch vorher sagen,“ meinte Turneck mit ernster Stimme.

„Hm! wollen mal sehen,“ erwiederte Weldern mit leichtem Achselzucken und blies Ringelwolken aus der Cigarre, während Turneck noch ernster im Zimmer umherging. —

„Ich wollte so eben zu Ihnen reiten,“ wendete er sich jetzt wieder zu Weldern.

„Weiß schon! weiß schon!“ — und er legte die Beine nachlässig übereinander, — „Sie rechnen auf mich wegen dem Sitz in der Kammer, das heißt auf meinen Rittersitz. Aber „Alles ist eitel!“ — sagt Muhamed oder Petrus, — ich bin ruinirt.“ — Er nahm den linken Fuß in die rechte Hand, während

Turneck heftig erschrak und mechanisch recitirte: „Ruinirt!"

„Ja, ja!" achselzuckte Weldern, „so schön wie man's nur sein kann. Kein Thürpfosten, keine Johannisbeere auf meinem Gute ist noch mein Eigenthum; es gehört eigentlich schon dem Baron Xylander." —

„Dem Juden Xylander, nicht dem Baron!" rief Turneck zornig.

„Wenn Ihnen das Freude macht, — gut! aber er ist doch nun einmal Baron geworden." —

„Er ist es nicht, er heißt nur so; — Niemand kann Baron werden."

„Nun, Jude oder Baron: er ist wenigstens der Besitzer meines Rittergutes und kann mich jeden Augenblick davon und ins Gefängniß jagen. — Schöne Asche das an meiner Havanna;" damit klopfte er mit dem kleinen Finger die Asche ab. —

„Unglücklicher Mann!" — rief Turneck, — „und welche Schmach für jeden Stammbaum! welche Schmach für den Ihren und zugleich den Meinen, den Verwandten."

„Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, lieber Turneck; aber sie ist nicht so nothwendig. Xylander wird mich nicht davon jagen; nicht in's Gefängniß,

nur in das Ehegefängniß setzen lassen; ich heirathe seine Tochter.“ —

Turneck wurde blaß und stand wie angewurzelt, er konnte keinen Laut hervorbringen. Weldern fuhr gleichgültig fort:

„Xylander wünscht natürlich in eine große Familie zu kommen, die bringe ich ihm, Weldern und Turneck sind klangvolle Namen.“ —

Turneck zuckte zusammen, — „ich wünsche sehr viel Geld, das bringt er mir: voilà! — Er hält es ferner für praktisch, jetzt mit der Opposition zu gehen; einen Schwiegersohn in der Opposition zu haben; mir ist Opposition und Reaction, Judenthum und Stammbaum so gleichgültig wie diese Cigarrenwolke; ich will leben; nicht allein schuldenfrei, sondern auch gut, sehr gut leben; enfin: ich heirathe die Jüdin, stimme in der Opposition und werde ein steinreicher Mann.“

Turneck war währenddem wenigstens so weit zur Besinnung gekommen, daß er vom Scheitel bis zur Sohle zittern konnte; zittern in Zorn und Schmerz. Jetzt nahm er seine ganze Kraft zusammen, und es rauschte nun wie ein schmerzlich-strafendes, würdig-zorniges Gericht von seinen bebenden Lippen. Alles das, was eben ein solcher Mann in solcher Situation

nur irgend denken und erfassen kann. Erschütternd war es, den alten Mann dabei anzuschauen, sein Zorn, sein Schmerz erschienen ehrwürdig, heilig. — Weldern hatte ruhig fortgeraucht, jetzt warf er die halbe Cigarre in den Kamin, reinigte sich mit dem Foulard die Fingerspitzen und den Mund und erwiederte:

„Ihre schätzenswerthen Gesinnungen finden bei mir den besten Boden. Ich bin auch durchaus kein Plebejer geworden; ich bin noch so aristokratisch wie ein Kavalier es nur sein kann. Aber Freund! ich bin auch praktisch, das heißt: ich bin mehr ein Mensch, der gut leben will, als ein Aristokrat. Geld, lieber Vetter! Geld giebt den besten, größten Aristokratismus! Der nobelste Kavalier kann nicht nobel sein oder erscheinen — Beides ist sich gleich — ohne Geld. Mit 10,000 Thaler Einkünfte will ich dem besten Stammbaum Ehre machen!" — Ein unendlicher Abscheu hatte den alten Baron erfaßt; aber es galt hier, einen ungeheuren Schimpf für sein Haus und für den ganzen Adelstand abzuwehren, und es galt dem zu rettenden Princip. Das Alles hatte sich dem alten Herrn rasch und klar dargestellt, und rasch und entschieden fragte er nun:

„Wieviel hat der Jude an Ihr Besitzthum zu fordern?“

„84,000 Thaler, ein hübsches Stückchen Geld.“

„Und wenn ich nun den Juden bezahle, Ihr Besitzthum frei mache und selbst Ihr Gläubiger sein will, werden Sie dann jene Heirath aufgeben und in der Kammer mit uns stimmen?“ Weldern steckte sich eine zweite Cigarre an und erwiederte:

„Alter Vetter! Gläubiger bleibt Gläubiger; Sie werden mir zwar weniger Prozente abfordern und mir keine Scenen machen; aber ich bleibe doch immer ein Schuldner, ein unfreier Mann!“

„Aber wenn ich Ihnen nun Ihr Besitzthum ohne alle Prozente bis zu Ihrem Tode frei überlasse, und dann erst als mein Eigenthum ansehen will: werden Sie dann standesmäßig heirathen und stimmen?“

„Standesmäßig, Freund, ist ein sehr relativer Begriff, ich verstehe darunter eine Frau, die mir so viel mitbringt, daß ich standesmäßig leben kann und eine Tochter, die so viel hat und dazu einen raisonablen Stammbaum: die macht andere Partien als einen Mann, der nur die Einkünfte eines Gutes hat, das ihm nicht gehört.“ — Turneck trat einen Augenblick tiefernst ans Fenster, dann vor das große Bild

seines Vaters, blickte es ein paar Sekunden andächtig an und wendete sich nun wieder zu Weldern: „Ich begehe ein Unrecht an dem Vermögen meiner Tochter und ihres zukünftigen Gatten, aber ein kleines Unrecht, um ein großes zu verhüten, ist oft Schuldigkeit. — Ich werde Ihr Besitzthum frei machen, als Ihr unbeschränktes Eigenthum es Ihnen überlassen und dafür nur die Bedingung stellen, daß Sie nach meiner Ansicht standesmäßig heirathen und stimmen? Wollen Sie?"

Weldern drückte ein Auge zu, sah mit dem andern nachdenklich zur Decke hinauf, nahm die Cigarre aus dem Munde und blies langsam mit „Hm! hm!" den zurückgehaltenen Dampf vor sich hin. Turneck fuhr ermunternd fort:

„Sie können unter solchen Umständen jedenfalls eine standesmäßige und auch reiche Heirath schließen."

Weldern lehnte sich jetzt bequem zurück, schnellte die Lorgnette um die Finger und meinte bedächtig: „Lieber Turneck! Sie sind ein merkwürdig anständiger Kavalier. Bei 84,000 Thaler hört sonst alle Gemüthlichkeit und Noblesse auf; aber ich bin närrisch genug, Ihr nobles Anerbieten nicht anzunehmen."

Turneck stutzte; Befriedigung und Sorge wechselten in seinen Zügen ab, er sah Weldern forschend an, und dieser fuhr fort, während er die Lorgnette nach der andern Seite hinschnellte:

„Einestheils mag ich Nichts geschenkt; anderntheils, und das ist jedenfalls das Hauptsächlichste, berechne ich: Erstens, daß ein Vogel auf der Hand besser ist, als zehne auf dem Dache; das heißt: daß die halbe Million, die mein schönes Judenmädchen mir sofort mitbringt, jedenfalls mehr ist, als etwa zwei bis fünf Millionen, die ich vielleicht noch einmal erheirathen könnte; zweitens, daß die Zinsen jener halben Million weit mehr betragen, als die vollen Einkünfte meines Besitzthums, und daß ich, wenn ich drei bis vier Tausend Thaler Einkünfte habe, jährlich mindestens noch zwölf Tausend Thaler Schulden, bei zehn Tausend Thaler Einkünfte aber gar keine Schulden mache. — Diese dreifache Berechnung bringt das Facit, daß ich zu noble sein muß, Ihr so werthes Anerbieten anzunehmen.“

Turneck wurde blutroth, theils aus Scham, theils aus der wachsenden Angst, daß das Fürchterlichste nun doch geschehen könne. Mit bebender Stimme vermochte er nur zu sagen:

„Aber was denn nun?“

„Jetzt weiß ich Nichts mehr, und ausgeleert hab' ich der Worte Köcher!" — recitirte Weldern, — „Nicht wahr? aber ich weiß doch noch was: Geben Sie mir Ihre Tochter zur Gemahlin, dann ist uns Beiden geholfen. Dann soll die Opposition sich nur in Acht nehmen!" —

Turneck war drei Schritte zurückgetreten, als ob plötzlich ein Gespenst vor ihm aufgetaucht sei. Er faßte sich indessen bald und erwiederte mit fester Stimme: „Ich habe meine Tochter dem Grafen Brunneck zugedacht."

„Dann werden wir wohl an Einem Tage Hochzeit machen," bemerkte Weldern leichthin und stand auf, „werden zwei glänzende Feste geben!" fuhr er fort, indem er sich die gelben Glaçe-Handschuhe fester an die Finger glättete. „Ich empfehle Ihnen meinen Graveur zum Stechen der Verlobungskarten, — voyez — und er zog eine Karte aus dem Portefeuille — da habe ich mir schon eine Probekarte stechen lassen; hier mein, oder unser Wappen, daneben das Wappen meines mosaischen Herrn Schwiegervaters; der Narr wünschte das so. Macht sich auch recht gut — Nicht?" — Mit diesen Worten überreichte er die Karte dem alten Baron und griff nach dem Hut. Turneck knickte fast zusammen, als

er die Karte gleichsam mechanisch in die Hand nahm, das stolze Wappen eines der ältesten, angesehensten Geschlechter! mit einem Theil seines eigenen glorreichen Wappens neben dem Wappen des jüdischen Mäklers, — es war ja entsetzlich! Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Warten Sie noch einen Augenblick," sprach er fast tonlos und stellte sich Weldern in den Weg; — stockend hub er dann wieder an: „Sehen Sie Weldern! wenn ich auch wollte; aber das Mädchen wird Sie nicht glücklich machen: sie hat so viel Sonderbares, Krankhaftes in ihrem ganzen Wesen."

„Wird sie denn damit den Grafen Brunneck glücklich machen?" fragte Weldern sarkastisch.

Turneck stutzte, dann erwiederte er etwas verlegen: „Nun, der ist noch sehr jung, der wird sich daran gewöhnen." —

„Nun, ich würde mich auch daran gewöhnen. Das Dutzend Rittergüter, was Ihre Fräulein Tochter zur Mitgift bekommt, macht das leicht und läßt ihre anderen herrlichen Eigenschaften im glänzendsten Lichte erscheinen."

„Aber sie wird nicht wollen; sie wird sich widersetzen, sie wird Sie nicht lieben."

„Liebt sie denn den Grafen?" fragte Weldern

gleichgültig und doch scharf und strich mit den Fingerspitzen über den Rand seines Hutes.

Turneck wurde immer verlegener, antwortete jedoch mit stolzer Sicherheit: „Sie kennt ihre Pflicht; seit Jahrhunderten haben die Väter Turneck über das Geschick ihrer Töchter bestimmt."

„So bestimme denn auch der letzte Turneck über das Geschick seiner Tochter und zwar für mich, das heißt für die gute Sache des alten Adels und des hochwichtigen Princips in der Kammer. Bis morgen erbitte ich mir Ihre Antwort, und wenn Sie vielleicht meinen Fuchs für 90 Louisd'ors kaufen wollen — er steht Ihnen zu Diensten."

Damit empfahl er sich und ließ Turneck starr, fast leblos zurück.

IV.

Der alte Baron verblieb den Rest dieses Tages einsam im ältesten Saale seines Schlosses unter Ahnenbildern und alten Waffen. Er kämpfte lange und bange einen mächtigen, einen ungeheueren Kampf; einen Kampf, der eigentlich sein innerstes Dasein zerbrach, und dessen Resultat ihn zu einem großen Helden seines wahnsinnigen Princips, wenn auch zu einem unnatürlichen, strafwürdigen Vater stempelte, es war der fürchterliche, aber feste Ent-

schluß seine Tochter mit Weldern zu verbinden. Es mußte sein, die Ehre seines eigenen Stammbaums, die Ehre des ganzen Adels, das heilige Recht in der Kammer geboten es. Während dem benützte Adele die glückliche Gelegenheit, ganz heimlich und wohl verborgen ein paar selige Stunden an der Seite ihres Geliebten, des jungen Schloßvicars Steiner zuzubringen. Stunden schwärmerischen, seligen Glückes. Steiner war einer der Menschen, wie man sie jetzt, wo der Cultus der Lüge, Perfidie und Charakterlosigkeit so besonders herrscht, — sehr häufig findet. Ein Mensch, der sich selbst und Andere ungemein oft belog; eine männliche „Anempfinderin,“ ein industrieller Schwärmer, ein Mensch, der in schönen Gefühlen und feurigen Idealen „machte,“ der sich für alles mögliche Große und Schöne bis zum Exceß begeistern und im selben Augenblick das innigste Wohlgefallen an Gemeinheit und Nichtsnützigkeit haben konnte. Der mit wirklichem Feuer die Wahrheit und das Recht verfocht und im nächsten Augenblick jedes Schurkenstreiches fähig war. Der wirklich mit dem Leidenden litt, mit den Weinenden weinte und dabei berechnete, wie viel dieses Mitgefühl ihm wohl eintragen, wie nützlich es ihm werden könne. Ein Mensch, der sich in

alle Verhältnisse, Charaktere und Meinungen fügen konnte, wie sein Vortheil es gebot; das heißt: nicht mit dem Vorsatz absichtlicher Täuschung, sondern er raisonnirte und schwärmte sich in jedes Neue und Andere so hinein, daß er dasselbe bald für seine wirkliche, wahrhafte Meinung ansah. Er konnte einen infamen Streich begehen und die moralische Nothwendigkeit desselben sich so eifrig vordemonstriren, daß er sich zuletzt gleichsam als Märtyrer vorkam, der eines höheren Princips wegen oder unter dem Fluche allgemeiner Verhältnisse das Leid ertragen müsse, infam gehandelt zu haben. Solche Erscheinungen giebt es jetzt weit häufiger, als man's so glauben mag, und sie sind für die Gesellschaft gefährlicher, als freigewordene Verbrecher aus Zuchthaus und Bagno. Sie sind besonders gefährlich für, wenn auch kluge und gescheite, so doch einseitige Männer, namentlich für die sogenannten Principien-Reiter, in deren Principien oder Schrullen sie sich so leicht hineinschwärmen können; Verstellung würde solche Männer nicht täuschen, aber die so anempfundene Wärme macht sie jenen lügenhaften Theilnehmern oft blindlings hingegeben. Dieselben sind auch besonders gefährlich für die überhaupt einseitige Frauen-Natur; ganz besonders für solche Frauen,

die gern schwärmen, sich gern in's Allgemeine tauchen möchten, und sei es auch nur ein Nebel, weil sie nicht Kraft genug haben, ein Einzelnes, Positives klar und fest erfassen und verfolgen zu können. So hatte denn unser junger Vicar sich in die aristokratische Schwärmerei des alten Turneck bis zur Bewunderung hineingeschwärmt oder hineingelogen; dankbar die reichen Wohlthaten in Empfang nehmend, die der alte Herr ihm dafür angedeihen ließ, und wohl berechnend, wie viel ihm seine Bewunderung noch einbringen könne. So hatte er sich in die phantastische freigeistige Richtung der Tochter hineingeschwärmt, bis er glaubte, sie wirklich zu lieben (und mit Inbrunst ihre reichen Angedenken an seine Lippen drückte), bis sie ihn wirklich liebte; hatte sie ja doch bisher so allein, so gemieden gestanden als Tochter, als Mädchen und Freundin; hatte sie ja doch bisher alle ihre Schwärmereien, all' ihre hohen Ideale, alle ihre, wenn auch noch ihr unbewußte Sehnsucht nach Liebe gewaltsam zurückdrängen müssen. Und nun auf einmal stand der schöne, junge Schwärmer, mitempfindend, Ideale suchend, Ideale gebend, vor ihr; o, da mußte sie ihn ja lieben! Er hoffte auf eine lange Fortdauer dieser doppelt seligen Zeit, die eigentliche Entwickelung dieses

Verhältnisses ruhig abwartend; auf eine wirkliche Verbindung mit Adele hoffte er wohl nicht, vorläufig dachte er nur daran, den Conflict zwischen seinen contrastirenden Schwärmereien für Vater und Tochter weise zu vermeiden, überzeugt, daß die Schwärmerei seiner Geliebten wohl nie so weit gehen würde, dem stolzen, strengen Vater ihr Verhältniß zu verrathen. — Aber nur zu bald sollte dies geschehen. — Den nächsten Morgen nach dem gefaßten Entschlusse ließ Turneck die Tochter zu sich bitten und kündigte ihr denselben an, mit mühsam nach ernster Strenge ringender Stimme und mit halbniedergesenktem Blick.

Adele stand einen Augenblick wie versteinert da, dann aber durchzuckte sie ein bitterer Zorn, der ihr ein lautes, schneidendes „Nie!" auspreßte. Und nun begründete sie dieses „Nie" theils mit den edelsten, zartesten Gefühlen einer echten Mädchennatur, theils mit den Phantasmen von Emancipation, freier Selbstbestimmung, individueller Freiheit u. s. w. Phantasmen, die sie schon lange mit gierigen Zügen aus dem Schaum der Gegenwart und aus den Schwärmereien ihres Geliebten getrunken hatte. So entsetzt nun auch Turneck über diese Bekenntnisse und über den wilden Trotz der Tochter gegen den

Vater war, so fand er in Beidem doch auch wieder eine Art Beruhigung, nämlich gleichsam ein Recht, nun mit aller entschiedensten Strenge verfahren und das verborgene, leise Bewußtsein eines Unrechts gegen die Tochter unterdrücken zu dürfen. Ihrem Schmerz, ihren Thränen, ihren Bitten gegenüber wäre er doch wohl noch rathlos, machtlos geworden. Jetzt aber versuchte er mit der ganzen Strenge eines zornigen Vaters das ungehorsame Kind in die Schranken ihres ihm schuldigen Gehorsams zurückzuweisen; mit der vollsten Strenge heiligster Ueberzeugung des Aristokraten, das Wahnsinnige und Verbrecherische ihrer Anschauungen ihr vorzustellen. Adele stand während dem bewegungslos, stumm da, als wenn sie jedes Wort von des Vaters Lippen aufmerksam belausche. Der Vater erkannte aber nicht den eiskalten Hohn, die bittere Ironie ihres Schweigens; er wähnte sie in sich gekehrt, ruhiger, ging deshalb auch in einen ruhigeren Ton über und setzte ihr nun all die Motive der Nothwendigkeit der verlangten Verbindung auseinander. Als er geendet hatte, trat Adele bebend einen Schritt näher zu ihm heran, strich sich eine aufgelöste Locke aus dem Gesicht, und sprach mit vor Zorn zitternder Stimme:

„Also so steht's hier? also einer jämmerlichen

Politik, einer lächerlichen Stammbaums-Phrase wegen soll mein Herz, meine Ehre, mein ganzes Dasein einem nichtswürdigen Buben geopfert werden?! Herrlich! — O pfui! pfui! diesem grauenvollen Egoismus! Aber nun auch keine Schonung, keine Rücksicht, kein Dulden mehr. Ich liebe! — ich liebe so, wie eine Natur, wie ich bin, fähig ist zu lieben, das mag Dir Alles sagen! Ich hätte aber diese Liebe Dir verschwiegen, weil ich weiß, wie sehr sie Dich schmerzen würde; ich wäre wohl gar fähig gewesen, sie Dir zu opfern und später, wenn die Wunde geheilt, Dir das letzte Glück Deines Lebens zu schenken, den Grafen Brunneck als Gatten anzunehmen; Dir in ihm einen Sohn zu schenken, wenn er Deinen Namen zu seinem Namen fügen und so ihn retten würde vor dem Untergang. O, und Niemand, Niemand kann es begreifen, was ich damit gethan hätte; vielleicht auch nur gethan, weil es eben ein so Ungeheures, meine höchste Kraft Herausforderndes gewesen wäre." — Adele schwieg einen Augenblick; tief erschüttert stand der Vater vor ihr; doch sie schwieg nur, um nun allen Zorn, alle Bitterkeit noch einmal recht zusammenzufassen; jetzt fuhr sie mit erhöhter Stimme fort: „Aber nun, wo ich so herzlos, so rücksichtslos hingeopfert wer-

den soll, jetzt erkläre ich Dir: ich werde ebensowenig des Grafen, als Welderns Gattin; ich werde nur meinem Herzen folgen, ich liebe und werde ewig und einzig lieben — ihm folgen wohin es sei — den Schloßvicar Steiner!"

Wie vom Blitz getroffen schwankte Turneck zurück, starrte Adele an, und Adele ließ nun in begeistertem Schwung all ihren Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Fürstenvernichtung und Revolution den freiesten, zügellosesten Lauf. Turneck hatte während dem sich wieder belebt, gleichsam zuckend, wie von galvanischer Kraft berührt. Er schien zu wachsen, in fürchterlichem, vernichtendem Zorn; die Wangen marmorweiß, die Augen mit Blut unterlaufen, die Nasenflügel weit auf, in zitternder Bewegung die Hände krampfhaft um eine Stuhllehne geschlungen, daß sie knackte. Das war ein unheimlicher Ton durch die Todesstille, die brütend, gewitterhaft, durch das hohe, weite Gemach zog, die selbst das hochklopfende Herz Adelens zu bangem Stillstehen zwang. Shakespeare läßt in Richard III. Jemand mit „erwürgtem Athem" sprechen, das ist der einzige Ausdruck für den Ton, womit Turneck jetzt die Stille unterbrach.

„Du warst mir die Tochter meiner geliebten

Gattin, jetzt bist Du mir Nichts mehr; nur noch die Ehre meines Hauses, meines Wappens sehe ich in Dir und das Mittel zu einer Pflichterfüllung. Von dieser Ehre, von dieser Pflichterfüllung soll mir aber auch kein Jota verloren gehen. Wenn Du bedenkst, was ich dafür mir und Dir anzuthun beschloß, so kannst Du leicht ermessen, was ich nun demjenigen anthun kann und muß, der mir jene Ehre zu schänden, meine Pflichterfüllung mir unmöglich zu machen droht. Ich benütze deshalb diesen Moment meiner Erregtheit, weil ich später vielleicht doch zu schwach wäre, es zu vermögen, Dir und mir bei den Gebeinen meiner heiligen Ahnen feierlich zu schwören: Deinen Geliebten, wo er auch sei, wohin er auch fliehen mag, zu tödten, wenn Du nicht dem Baron Weldern am Altar Deine Hand reichst. Du kennst mich, um zu wissen, daß ich meinen Schwur halten muß; es ist deshalb auch gar nicht nöthig, daß ich den Schurken sofort zum Schloß hinauswerfen lasse; ja es ist sogar besser, um keinen Verdacht zu erregen, daß er noch hier bleibt bis zu Deiner Vermählung."

Damit schritt er festen Trittes hinaus. Adele kannte den Vater; sie wußte, daß er seinen Schwur halten würde, müsse er sein Opfer auch durch die

ganze Welt hin verfolgen, und deshalb brach sie wie vernichtet zusammen.

V.

„Ich tödte Deinen Geliebten, wenn Du nicht dem Baron von Weldern am Altar Deine Hand reichst;" so murmelte Adele dumpf vor sich hin, als sie nach einer Stunde tiefer Ohnmacht wieder zu sich kam, sich halb vom Boden erhob und einige Augenblicke vor sich hinstarrte. Doch plötzlich sprang sie elastisch auf; fliegende Röthe brannte auf ihren Wangen, sie faßte ihre Stirn, dann rief sie aus: „Ja, ja! So geht's, was mich vernichten sollte, wird mich retten." Jetzt plötzlich wieder still, schaute sie vor sich nieder und murmelte: „Aber das ist ja Betrug." Nun aber richtete sie sich wieder empor und rief wild und trotzig: „Betrug?! gegen wen! gegen meinen Vater? — Ich habe keinen Vater mehr. Gegen die Kirche, gegen das Sacrament, gegen die Sitte? O nein! nein! Hier ist Betrug Rettung vor Verderben, Freiheit für Ehre und Seele, er ist Sitte, Gesetz! — — — Aber Betrug gegen Weldern —? — O, er ist ein Nichtswürdiger! Doch auch das noch zuvor, noch diese Prüfung,

damit ich ein volles, ganzes Recht zu diesem Betruge habe."

Festen Schrittes ging sie hinaus, nach dem Vater fragend; er war im Ahnensaal und stand gebeugt, vergrämt, schmerzhaft unter dem Bilde seines Urahnherrn. Ruhig trat Adele vor ihn und sprach:

„Sie haben geschworen, meinen Geliebten zu tödten, wenn ich nicht dem Baron von Weldern am Altar meine Hand reiche. Ich fordere dafür nun auch Ihren Schwur, daß meinem Geliebten nie ein Leid geschieht, unter keinen Umständen, wenn ich es gethan habe."

„Ich schwöre es Dir! so heilig wie ich den ersten Schwur gethan habe," rief der erstaunte Turneck.

„Dann erkläre ich hiemit, Weldern meine Hand am Altar zu reichen; und zwar sobald als möglich, aber ich fordere vorher noch eine Unterredung mit ihm, daß ich ihm sagen kann: ich liebe ihn nicht; ich fordere auch noch die Bewilligung einer Unterredung mit dem Candidaten Steiner, um selbst ihm meine Verheirathung mit Weldern und die Aufkündigung seiner Stelle hieselbst anzuzeigen."

Das Erstaunen Turnecks wurde rasch zurückgedrängt von der, wenn auch schmerzlichen Freude, die er empfand.

„Alles, was Du willst!“ rief er, und während Adele fortging, befahl er seinen Rappen vor. Bald sprengte er hinaus zu Weldern und brachte dem erstaunt=erfreuten Manne Adelens Jawort und ihren Wunsch einer Unterredung mit ihm; den Gegenstand derselben berührte er nicht; theils war es ihm peinlich an sich, theils machte er ihm doch noch leise Vorwürfe; er wußte auch, daß Weldern das nicht abschrecken würde, und er könne selbst sehen, wie er sich mit Adelen darüber verständigen würde. Weldern drang auf sofortige Vermählung; theils der Dringlichkeit des jüdischen Barons wegen, theils weil man „das Eisen schmieden solle, so lange es warm sei.“ Turneck stimmte dem bei, und während Weldern sich beeilte, die Braut zu begrüßen, ritt er weiter zu Gericht und Consistorium, um die Erlaubniß zu sofortiger Vermählung zu erwirken. Und was konnte der mächtige, reiche Baron, der alte Freund des Königs, wohl nicht erwirken?! In drei Tagen konnte die Vermählung sein. Diese Nachricht brachte er dem zukünftigen Schwiegersohn dar, als derselbe ihm vergnügt entgegen geritten kam und von der Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit der Braut in hoch entzückter Weise sprach. — Kopfschüttelnd, dann tief traurig,

mit bitterm Gram im Herzen, ritt der alte Turneck in sein Schloß; bald stand er vor der Thür zu den Zimmern seiner Tochter, er klopfte an — vergeblich; er rief ihren und seinen Namen.

„Ich bin leidend und möchte allein sein," rief sie ihm kalt entgegen.

Gebeugt wankte der Alte in seinen Ahnensaal zurück.

Adele hatte jetzt abgeschlossen mit ihrem Plane. Sie hatte Weldern erklärt, daß sie ihn nicht liebe, nicht schätze, nie lieben und schätzen würde, daß sie den Candidaten Steiner leidenschaftlich liebe. Weldern hatte während dem graciös mit den Fransen eines Shawls gespielt, der über der Lehne eines Sophas hing, und ihr dann gesagt, daß er sie dennoch liebenswürdig, anbetungswürdig fände. Sie hatte ihm darauf gesagt: sie müsse ihn deshalb verabscheuen, und er hatte ihr dann erklärt, daß ihm das ganz gleichgiltig sei. Sie hatte gedroht, ihm als Ehefrau untreu zu werden, und er erwiederte verbindlich: „Wenn es nur mit Anstand geschieht."

„So werde ich Ihnen denn am Altar meine Hand reichen, — bis dahin empfehle ich mich Ihnen." So hatte Adele diese Unterredung plötzlich

mit eisiger Ruhe beendet und war an ihm vorüber und hinaus geschritten.

Weldern folgte ihr ein paar Schritte, pfiff einem jungen Diener und bot ihm 20 Louisd'or, wenn er das gnädige Fräulein von diesem Augenblick an genau, aber heimlich, überall hin verfolgen und beobachten und ihm, aber auch nur ihm, genaue Rechenschaft von dem Beobachteten ablegen würde. Weldern war stutzig geworden durch Adelens plötzliche Zusage nach so merkwürdiger Erklärung; er ahnte etwas Besonderes, — deshalb diese Vorsichtsmaßregel. Jetzt war er ruhig, er wußte ja, was 20 Louisd'ors und ein schlauer Diener vermögen, und vergnügt ritt er dem alten Turneck entgegen. —

Während dem hatte Adele ihren Geliebten im Eichengange des Parks aufgesucht und im raschen Vorübergehen ihn durch ein wohlbekanntes Zeichen zu einem wohlbekannten einsamen Laubdach beschieden. Hier hatte sie ihm Alles gesagt, was geschehen sei und nun geschehen müsse; Sie wolle sich mit Weldern trauen lassen, dem Hochzeitsfeste beiwohnen, wenn es zu dunkeln beginne, Unwohlsein vorschützen, Einsamkeit wünschen, angeblich sich in ihr Zimmer einschließen und dann verschwinden; der

Bayerische Staatsbibliothek München

Geliebte solle an einer gewissen Stelle mit Pferden und fremden Kleidern sie erwarten, dann wollten sie fliehen. Was sie bis dahin anhäufen könne an Gold, Kostbarkeiten und Banknoten, sollte ihnen in einem fremden Lande ein freies, liebeseliges Leben sichern. Sie schwärmte von diesem Leben bis hinauf zu den höchsten Seligkeiten, und der Geliebte schwärmte von Herzen mit; wonnetrunken und selig sie umfassend als seine Göttin, Heilige und Heldin. — Begeistert und muthig war Adele in ihr Zimmer zurückgekehrt, und hier suchte sie schon aus allen Fächern hervor, was nur an Kostbarkeiten vorhanden war; mit der Gier eines Wucherers prüfte sie jetzt den, ihr sonst so gleichgültigen Werth jedes Stückes, während der Vater an ihrer Thür klopfte und abgewiesen wurde.

VI.

Die Vermählung sollte, so wünschten es Vater, Braut und Bräutigam, — ein Jedes aus besonderen Gründen, — ganz in der Stille, nur von wenigen Gästen beigewohnt, vollzogen werden; die Trauung auf dem Schlosse Turneck, gleich danach sollte Baron von Weldern die Gemahlin und die Gäste in seine Wohnung führen und dort ein kleines

Fest veranstalten. Weldern ließ in Eile den besten Flügel seines Rittersitzes für die Gemahlin einrichten, und Adele ließ es ruhig geschehen, daß ihre Lieblingsbücher und Bilder, ihre Blumen und Galanterien fort in die neue Heimath geschafft wurden. Niemand dachte an die Unschicklichkeit dieser überschnellen Verbindung, an die Gelegenheit, die sie bösen Zungen gab, sich alles mögliche daraus zu denken und zu verbreiten. Vater und Bräutigam waren zu sehr mit der Sache selbst und deren Ursachen beschäftigt, und Adele dachte nur an ihre Rettung und das damit verbundene Glück ihrer Liebe. Am Tage der Vermählung, so war es des Vaters Anordnung, sollte der Candidat das Schloß verlassen; das paßte prächtig für den Plan der Liebenden; konnte doch Steiner nun alle Anordnungen zu einer raschen Abreise treffen, ohne daß dies irgend einen Verdacht erregt hätte. Am Tage vorher war im raschen Vorübergehen zwischen den Liebenden der Ort und die Stunde der Zusammenkunft bezeichnet, und in Erwartung dieser Stunde erwartete sie nun auch ruhig die der Vermählung. Während sie dazu geschmückt wurde, packte Steiner noch die Reste seiner Habe zusammen, und eben wollte er das Letzte dazulegen, als Baron Weldern zu ihm eintrat.

„Sie sind da in einer recht löblichen Beschäftigung, mein Lieber!“ — begann Weldern und warf sich in einen Lehnstuhl.

„Wie meinen Sie das, Herr Baron?“ fragte Steiner etwas verlegen und unsicher.

„Nun, die Vorbereitungen zu Ihrer Abreise, womit Sie den Wünschen, die mich hierherführten, so freundlich entgegenkommen.“

„O, bitte! — aber ich habe nicht die Ehre, Sie zu verstehen.“

„Nun denn, kurz gesagt: Sie werden abreisen, aber allein.“

Steiner knickte zusammen, und sah Weldern zitternd an.

„Sie sehen, mein Lieber!“ — begann derselbe aufs Neue, indem er dicht vor Steiner hintrat, — — „daß ich kein Hasenfuß bin. Seien nun auch Sie kein Hasenfuß, nehmen Sie diese 500 Thaler, diesen Brief an meinen Freund, den Grafen X. in Schlesien, wonach er Ihnen dort eine Stelle verschaffen wird, setzen Sie Sich auf die, vor dem Schlosse Ihrer harrende Extrapost und marsch nach Schlesien hin.“ —

„Um Gotteswillen! Herr Baron!“ — stotterte Steiner.

Weldern überhörte dies völlig und fuhr gleichgültig fort: „Schreiben Sie vorher aber noch an meine Braut, daß Sie Ihr Unrecht gegen den Vater und Bräutigam, gegen die Sittlichkeit und das Gesetz des Sacramentes eingesehen hätten und es nun für eine Sünde hielten, den sündhaften Entschluß der Flucht mit ihr auszuführen.“ —

„O armes, verlassenes, unglückliches Wesen! o mein eignes, armes Herz! o Du Geist unsrer Liebe, was soll ich thun?“ so rief Steiner verzweiflungsvoll aus. —

„Bleiben Sie mir mit solchen Alfanzereien vom Leibe, die Sie selbst nicht glauben, wenn Sie erst die 500 Thaler in der Tasche haben und die Anstellung hinterdrein. Sie erhalten hier mehr als Sie verdienen, denn eigentlicher verdienten Sie das Zuchthaus, oder daß ich zum alten Turneck hinging, ihm die saubere Geschichte erzählte und er Sie dann natürlich niederschösse wie einen Fuchs. — Allons! hingesetzt und geschrieben.“

Steiner seufzte, rang die Hände, flehte, endlich weinte er, und darüber freute er sich ungemein. Es beruhigte ihn dieser Thränen auspressende Schmerz über das, was er nun that, thun „mußte,“ wie er sich bald schon eingeredet und sich dadurch wieder

zum Märtyrer geschwärmt hatte. Er setzte sich hin und schrieb, laut schluchzend. „Kein Wort mehr und weniger als ich Ihnen sagte," — rief ihm Weldern zu; — „für jedes solcher Worte ziehe ich Ihnen einen Louisd'or ab." Und er schüttete die Börse in seine Hände aus. Steiner schrieb auch kein Wort mehr und weniger; Weldern empfing den Brief, Steiner Gold und Empfehlungsschreiben. Weldern ging zur Trauung, während Steiner mit Extrapost von dannen fuhr.

VII.

Auf dem Rittersitze des Barons von Weldern war es trotz des Festes, trotz der Gäste still und gedrückt. Als es zu dunkeln begann, bekam die die junge Gemahlin plötzlich heftige Zahnschmerzen, sie wollte sich still entfernen, aber der zärtliche Gemahl ließ sichs durchaus nicht nehmen, sie auf ihr Zimmer zu begleiten. Hier angekommen, übergab er ihr einen Brief, mit der Bemerkung, daß er ihr zum Lesen desselben noch eine kurze Zeit Einsamkeit gönnen wolle, dann aber wiederkommen werde, wie das ganz natürlich und sich von selbst verstehend sei. Sie möge ihm auch erlauben, daß sie diesen Abend Niemand als ihn zu sehen bekäme, er habe dazu

ganz besondere Gründe. Damit empfahl er sich, heißglühend ihre kalte Hand küssend. — Wollen wir hier noch Seiten füllen mit Beschreibung des Schmerzes und des Grausens, womit Adele am Boden lag, nachdem sie Steiners Brief gelesen und die letzten Worte Welderns sich gedeutet hatte? O, einen Schleier über solche Schmerzen, solches Grausen, die fürchterlichsten, die zwischen Erde und Himmel dräuen! —

Jetzt erwachte aber auch Adelens Thatkraft, Sie wollte fliehen, — alle Thüren verschlossen! durch die Fenster, — die Läden waren mit schweren Eisenstangen verriegelt! Sie schrie um Hülfe, — aber ihr Ruf verhallte durch die Menge der Zimmer, durch die sie in dieses gekommen war. Doch halt — sie horchte hoch auf, — es knarrte fern im Schlosse, — es rauschte fern eine Thür, — es tappte fern ein Schritt, — die Todesangst gab ihr das Gehör eines Indianers, darum erkannte sie seinen Schritt, sie hätte ihn unter Tausenden herausgehört; — und er kam näher, und nur er und sie hörte die aufgeschlossenen Thüren wieder zuschließen. Sie trat zurück, sie blickte halb wahnsinnig umher — Herr Gott — auf dem Spiegeltisch unter ihren Galanterieen blinkte ihr etwas entgegen, — sie

stürzte hin, — es blieb ihr keine Wahl, — Entehrung oder Tod! —

Als Weldern eintrat, fand er eine Leiche, ein kleines, goldenes Stilet stak noch mitten in ihrem Herzen. —

„Närrin!“ — sprach Weldern, indem er zu ihr hintrat, und indem es ihm eiskalt durch alle Glieder fuhr. —

„Die Frau Baronin hat der Schlag gerührt!“ für die Ausbreitung und Beschwörung dieser Nachricht bekam Adelens erste Dienerin und Welderns ältester, treuster Diener eine lebenslängliche Pension verschrieben.

„Auch der alte Narr, der Vater, braucht die Wahrheit nicht zu wissen, — die brächte Den um,“ — meinte Weldern, und der alte Turneck hat die Wahrheit auch nie erfahren. Aber er hat in seinem zerwühlenden Gram noch erfahren, daß Weldern dennoch „das Judenmädchen“ heirathete und nur deshalb nicht zur Opposition trat, weil der Schwiegervater das nun nicht mehr für rathsam hielt und lieber mit einem „Reactionair“ paradiren wollte.

Turneck sah ihn nach jener Heirath nur noch einmal wieder, und zwar auf geheimem Kampfplatz, wohin er ihn hatte fordern lassen, um das Letzte

zu thun, was er seinen Ahnen schuldig zu sein glaubte. —

Es war auch das Letzte; denn er blieb in dem Duell; die wohlthuendste Strafe, die ihm werden konnte.

Steiner hat es später für rathsam gefunden, mit dem republikanischen reichen Grafen X. in Schlesien für Socialismus zu schwärmen und freier Gemeindeprediger zu werden. —

III.

Der Naturforscher oder zwei Sylvester-Stunden.

Ein Meer von Tonwellen wogte von allen Thürmen her über die laute Stadt hin und brach sich an dem Donner der Kanonen, der dem neuen Jahre entgegenrollte. Die alte, ehrenfeste Stadt N. hatte sich ihre Neujahrsklänge und Donner noch zu erhalten gewußt, während dieselben in den meisten andern Städten der modernen Cultur weichen mußten. Da und dort knallte auch wohl eine verrostete Büchse, blitzerte eine schwindsüchtige Rakete, gellte ein angestrengtes „Prost Neujahr!" durch die wirbelnde Luft. Unzählige Brüderschaften wurden getrunken, unzählige Verzeihungen fanden statt; Fluthen kummervoller Thränen und verlorener Wünsche zerrannen, wurden begraben und vergessen, um unzähligen neuen Wünschen und Hoffnungen Raum zu machen.

Es hatte etwas Rührendes, wie die gute, alte Stadt ihre Neujahrsstunde noch feierte.

Aber nicht alle Einwohner dieser Stadt feierten sie so. Es gab da natürlich auch Einsame, Traurige, Verlassene, und unter diesen suchen wir Einen auf. Wir verlassen die eigentliche Stadt und wandern bis zu ihrem äußersten, nördlichen Ende; immer

stiller und enger werden die Gassen, immer dunkler und kleiner die Häuser. Wir halten still an der Mauer eines verlassenen Kirchhofes; hoch darüber empor ragt ein großes, düsteres Haus. Wir treten ein; die Tritte hallen wieder im weiten, einsamen Corridor, von einer blau und grün verflackernden Lampe unregelmäßig erhellt. Jetzt auf einmal flackert ihre Flamme zuckend in die Höhe, und grell werfen sich unsere Schatten ab, an der langen, leeren Wand; dann bricht sie gleichsam in sich selbst zusammen, und nun Alles dunkel, unheimlich dunkel. Nur ein dünner, nebelhafter Schimmer stiehlt sich auf eine ihn anlockende Messingstange, die sich dort um eine hohe Wendeltreppe hinzieht. Wir steigen hinauf, und die alten Fugen knistern und knarren unheimlich unter den unsicheren Tritten. Wir haben den ersten Stock erreicht und stehen in einem dunklen Gange; wir können es nicht sehen, aber wir fühlen es, er ist weit, lang und leer, und wir wissen nicht wohin! Das durch die Dunkelheit geschärfte Auge entdeckt endlich einen schwachen Lichtschimmer durch eine schwere Eichenthüre, die hier und dort in Sprüngen und Rissen auseinandergeht. — Wir treten ein; der Bewohner dieses Zimmers bemerkt uns nicht. Ein alter Mann, die

lange, hagere Gestalt in einen weiten Schlafrock von aschgrauer Seide gehüllt und zurückgelehnt in einen braunen, altmodischen Lehnsessel, schaut unverwandt mit starrem Blicke der tiefversunkenen, grauen Augen in das allmählich verglimmende Kaminfeuer zu seinen Füßen.

Dieses Kaminfeuer scheint hier die einzige lebende Kraft zu sein; denn regungslos, wie eine Versteinerung, ruhet der Alte in seinem Sessel. Man hört ihn nicht einmal athmen, während doch das Feuer dann und wann einmal knistert und prasselt und wie eine Schlange im Käfig an den Stahlstangen des Kamins sich empor bäumt. Dieses Feuer ist auch die einzige Beleuchtung dieses weiten, hohen Zimmers. Es wirft da- und dorthin grelle und weiche Lichter und Schatten. Hier spielen dieselben in eigenthümlicher Weise auf ein riesiges Repositorium mit unzähligen Flaschen und Fläschchen, angefüllt mit Mixturen in allen Farben, mit Embryonen, Reptilien und Gewürm aller Arten in Spiritus. Das giebt nun ein seltsames Blinken und Schillern von dem riesigen Repositorium aus; es ist, als ob das Alles anfinge, sich zu bewegen; als würden die Embryonen lebendig, als sähe man die Reptilien und das ganze Gewürm kriechen und

krabbeln und aus den Wänden der Flaschen hervorzüngeln, wie man einen Tropfen Essig, durch ein Sonnen-Mikroskop betrachtet, lebendig werden und in ihm die Nebelwolken und Dämpfe auf- und niedersteigen sieht; als ob in den Mixturen es anfing zu brodeln und zu gähren und auf- und niedersteigende Nebelwolken und Dämpfe die Gefäße zu zersprengen droheten.

Dort auf der andern Seite stehen große und kleine Retorten, Schmelztiegel und Kessel von Eisen, Kupfer und dem edlen Platin; theils mit byzantinisch geformten Helmen überdeckt, theils eingehüllt in riesige Glasglocken. Unheimlich sehen sie aus, die sonderbaren Geschirre, in den hier grellen, dort dunklen Lichtern des Feuers; wie eine Gesellschaft von Gnomen und Koboldem, die hier zusammenhockt und ein stummes Gericht hält über den Mann im Sessel, der die Geheimnisse ihrer Erze und Salze so oft ans freche Tageslicht rief und der gehaßten Menschenbrut verrieth.

Gegenüber dieser Gesellschaft erhebt sich von der Erde bis zur Decke und fast die ganze Breite der Wand einnehmend, eine Bibliothek. Alte, namenlose Folianten in grauem Leder schauen gelehrt und vornehm nieder auf die Brut der Quart- und

Duodez-Bände, sämmtlich gekleidet in silbergrauen Maroquin und sämmtlich ohne Titel. So erscheint, in tiefem Schatten stehend, die ganze Bibliothek wie das riesige Gespenst einer vorweltlichen Erscheinung.

Jetzt fällt ein aufzuckender Feuerschein in einen weiten Alkoven; da stehen auf braunen Postamenten zwei riesige Himmels- und Erdkugeln, darunter liegen Perspective, Zeichnen-Apparate, mathematische Tafeln; darüber, fast bis zur Decke ragend, doch ohne daß dieselbe sie bedrückt, stehen broncirte Statuen alter Weisen und neuer Gelehrten, gleichsam als die Beherrscher der Himmels- und Erdkugeln aufgestellt. Im flackernden Feuerstrahl scheinen sie sich zu bewegen, als wollten sie heruntersteigen von ihren Piedestalen und vielleicht zur Abwechselung auf den Kugeln spazieren gehen.

Die Wände des weiten Alkovens sind mit astronomischen, geographischen, geologischen und geognostischen Karten und Tafeln überzogen und auch hier geben die zitternden Lichtstrahlen, die darüber hingleiten, ein seltsames Bild; man glaubt da in den Kreisen, Linien und Farben ein sonderbares Gewimmel und Geschiebe zu erblicken, als wenn sie Alle durch und in einander liefen; als wenn ein Kreis den andern fangen und jede Linie eine andere

Gestalt und jede Farbe eine andere Farbe haben wollte.

Und dabei Alles so still, so todtenstill. Selbst das Feuer ist still geworden und hat sich mit seinem Knistern und Prasseln ganz in sich zurückgezogen, als fürchte es sich, in jener Stille laut zu werden. Sein erlöschender Schimmer spielt nur noch auf der hohen, aber zusammengefallenen und mit unzähligen Linien durchsponnenen Stirne des Alten; auf dessen blanken Schädel, der mit sparsamen, grauen, aber noch dicht gekräuselten Haaren umsäumt ist; auf dem starken Bau einer feingeschnittenen Nase; auf dem länglich-schmalen, bleichen Gesicht, mit den zahllosen Falten und den starken, herben, geistvollen Zügen. Das Feuer ist nun fast verloschen; sein letzter Schimmer ist tiefer gesunken, aber noch zeigt es uns, daß der Alte lebt, denn es beleuchtet uns noch seinen Mund, den länglich schmalen, festverschlossenen Mund mit den dünnen, blutleeren Lippen, und wir sehen, daß diese Lippen zucken, daß es um den Mund spielt, wie mit Funken und lebendigen Linien. Das ist die elektrisch-magnetische Sprache des Mannes mit seinen Gedanken, mit seinen jedenfalls düsteren, bittern Gedanken. Nun noch einmal ein Knistern, ein grell zuckendes Leuchten, und das

Feuer ist aus und hat nur noch einige glühende Kohlen hinterlassen. Das scheint den alten stillen Mann aus seinem Brüten emporzureißen. Er richtet sich auf, schlägt den seidenen Schlafrock dichter um die fröstelnden Glieder, stützt den einen Fuß auf das untere Geländе des Kamins, den Arm auf das Knie und den Kopf auf die Hand und schauet zu, wie Kohle nach Kohle verglimmt. Er zählt die einzelnen verglimmenden Funken, er zählt sie ganz genau und denkt doch nicht daran. Er giebt Acht, wie er spielend als Knabe that —: wer ist der Küster, wer ist der Pastor? der Pastor der vorletzte, der Küster der letzte Funken. Da — dieser, — das wird der Pastor sein — doch nein! Da entwickelt sich aus dem einen noch ein anderer und wieder ein anderer; aber jetzt — da — ja, das ist der Pastor und hier der Küster — so, der schließt die Kirche zu, und nun ist's aus, die Kirche und das Feuer aus. Alles schwarz, ernst, still und todt." Knabenspiel, — Menschenleben!" So ruft der Alte jetzt aus; jetzt erst sich erinnernd des Augenblickes und seines Kinderspiels; jetzt erst sich erinnernd, daß er Kanonendonner, Glockengeläute und Freudengeschrei gehört und die Menschen verlacht habe, die die Neujahrsstunde so feierlich begingen. Und er hatte

doch selbst sie begangen, wenn auch nicht feierlich, so doch wachend; warum? — er wußte es nicht; war es Gewohnheit, war es Beispiel? o nein! über solche Mächte hatte er ja längst gesiegt; aber es war so: er hatte die Neujahrsstunde bis jetzt stets erwartet, seit Jahren zwar stets sich lustig gemacht über diejenigen, die sie feierten, aber doch immer sie mitgefeiert, wenn auch nach seiner Weise: düster, grübelnd und brütend.

Aber so düster wie diesmal hatte er noch nie gegrübelt, und was vorhin nur die Funken und Linien um seinen Mund sprachen, dem lieh er jetzt Worte, während er energisch aufstand, eine helle Gasflamme entzündete und mit weiten, langsamen Schritten durch das Zimmer glitt.

Draußen knallte noch nachträglich eine Pistole; aus der Stadt zurückkommende Vorstädter johlten noch durch die Einsamkeit, und lautes Lachen scholl dem fernherüberkommenden Geläute eines benachbarten kleinen Ortes entgegen, der sich mit dem neuen Jahre um eine halbe Stunde verspätet hatte. Mit leisem Kopfwerfen nach dem Fenster hin, ließ der Alte die Falten seines Schlafrocks rauschend auseinander fallen und rief mit verächtlichem Lächeln: „Ei so knallt und heult, bis man des Teu-

fels wird. Dummes Volk das! — Da noch einmal so ein albernes Prost-Neujahr!" Er blieb stehen und murmelte vor sich hin: „Neujahr! was ist Neujahr? jede Secunde fängt ein neues Jahr, ein neues Jahrhundert, Jahrtausend an. Da könnte man ja jede Secunde feiern, oder — — hier schritt er hastig vorwärts und warf den Kopf zurück — oder verachten. Was ist denn eigentlich für ein Unterschied zwischen dieser und jener Secunde?! Ah, bah! Eine jede bringt das ewige trostlose Einerlei von Kommen und Gehen, von Wollen und Entsagen, von Hoffen und Enttäuschen, von Fortschritt und Untergang, von Kraft und Staub und dergleichen dummen Zeuge mehr. Eine jede ist nur eines der Millionen Füßchen, auf der das kleine Gewürm, was sich Mensch nennt, fortkriecht; so lange fortkriecht, bis es von anderm Gewürm aufgefressen wird. Ja, ja!" rief er jetzt nach kleiner Pause, indem er die rechte Hand in die Brust steckte und mit der linken über das Gesicht fuhr — „fressen und gefressen werden, das ist dann doch zuletzt der ganze Proceß unseres so emphatisch angepriesenen Daseins!" — Der alte Mann lachte, wie höhnisch-triumphirend in sich hinein, trat dann schweigend vor die Bibliotheken und sah sie einige Augenblicke von oben bis

unten ernst an. „Und wozu denn eigentlich all' der Staub da, in Schweinsleder und Pappendeckel gebunden?" fragte er jetzt auch noch mit Hohn, aber doch klang eine gewisse ernste Rührung aus der Ironie seiner Frage heraus. „Bildung, Aufklärung verbreiten, sagt ihr?" so fragte er jetzt die Bücher, als ob sie ihm geantwortet hätten auf die vorige Frage, und er fuhr fort: „Ach was, die ganze Bildung und Aufklärung hat uns nur noch nichtsnutziger gemacht, aus Bestien Kanaillen erzogen, wie ein weiser Mann schon sagte. Nur uns belehrt, wie wir am honettesten uns selbst und Andere belügen, betrügen und bestehlen. Wie wir am geschmackvollsten die große Freßanstalt, Leben genannt, uns einrichten können." Er ging mit energischen Schritten zum Alkoven und rief hinauf: „Ihr seid prügelnswerth, ihr dummen Kerle da oben auf euren Piedestalen — prügelnswerth, daß ihr solche Nichtsnutzigkeiten gefördert habt," bei diesen Worten stäubte er mit einem Pfauenwedel sanft und vorsichtig, ja gewissermaßen andachtsvoll die Stäubchen ab, die sich da und dort auf den Büsten gesammelt. Dann setzte er sich vor dem Alkoven nieder und schaute tiefernst die ehrwürdigen Gesichter an, während der Pfauenwedel seiner Hand entglitt.

„Und was habt ihr selbst gehabt von eurem Ringen und Kämpfen, von eurem Lernen und Erkennen?“ so fragte er jetzt mit einer Rührung im Ton, indem er den Kopf in die Hand stützte. „Nichts!“ fuhr er schmerzlich fort. „Nichts!“ als ihr's hattet, konntet ihr's nicht mehr gebrauchen. Ihr war't zu alt und zu schwach dazu — — o, das ist ja der alte ewige Fluch des Menschendaseins, daß er sterben muß, wenn er erst leben könnte. Denn das nur ist Leben: mit Bewußtsein, mit Erkenntniß, mit Erfahrung leben. Die Jugend träumt oder schwelgt oder vegetirt nur, sie lebt nicht. — Und ihre Erinnerungen: können sie uns glücklich machen im Alter? O nein! wir verlachen oder bemitleiden oder verachten sie.“ — Der alte Mann saß wieder regungslos da, nach und nach aber begann es wieder durch sein Antlitz zu zucken; die rechte Hand ballte sich fest zusammen, und mit dumpfen Tone herrschte er: „Ich klage die Schöpfung an, daß sie uns werden ließ von der Jugend zum Alter und nicht vom Alter zur Jugend. Daß sie uns werden ließ aus dem schwachen, elenden Schooße eines Weibes und nicht emporwachsen ließ unmittelbar aus dem allmächtigen Schooß der Schöpfung. O, das müßte ein großes, wunderbar schönes Leben

sein, urplötzlich hervorzutreten aus dem gewaltigen Leib der Erde; ein gereifter Mann, mit all den Kenntnissen und Erfahrungen, die man als Mensch so haben kann, und nun zuschreiten der rosigen Jugend, jünger, frischer, lebendiger werdend; die kommende Jugend nützen mit alle dem, was man schon kann und erkannt hat. O, das wäre Leben, Genuß, denn es wäre That!" Jetzt schwieg er — nur leise die Lippen bewegend, dann wieder laut in abgebrochenen Worten — sinnend, suchend nach den ersten Gedanken und Worten — „Jüngling — dann Knabe — Kind, — wie sollte dann — o nein! — so nach und nach, oder plötzlich zur Erde zurück, oder plötzlich aufgelöst in Atome, in die Luft vergehn, verwehn — oder — — hier verschwammen Gedanken und Worte des Alten zu einem Chaos; er war noch tiefer in Schlaf und Traum versunken, denn er hatte schon geschlafen und geträumt, als er die Faust ballte, die Schöpfung anklagte und ihr andere Wege vorzeichnen wollte.

Und aus diesem Traume gestaltete sich nun ein anderer; der Traum eines ganzen Lebens, eines neuen Lebens, wie er vorher es gewollt. Begleiten wir ihn so rasch durch dieses Leben, wie es sich vor seiner Traumseele abspinnt.

Ein Mann von 55 Jahren tritt er auf einmal auf, ein Mann von reichem Wissen und vielen traurigen, abhärtenden Erfahrungen, der dem eisernen Schicksale eisern abgerungen hat, was er ist und bedeutet, der das Leben kennt in allen seinen Höhen und Tiefen. Damit beginnt er nun ein neues Leben; vor ihm liegt nicht das Grab, sondern eine lange, lange Zeit mit so vielen Jahren, als er alt ist. Und er jubelt dieser Zeit entgegen und rüstet sich zum vollsten Genuß derselben.

Aber siehe — da tritt ein störender Gedanke hinzu: er kann ja schon die Stunde genau berechnen, wo er aufhören wird zu sein, wo er vergeht, verwest zu Atomen, oder zurücksinkt in den Schooß der Erde. Er braucht nur sein Alter zurückzurechnen, da weiß er's ganz genau. Ist es nun bis dahin auch weit, sehr weit: vor der Berechnung der unerbittlichen Gewißheit erscheint es ihm doch kurz, und jemehr er sich dahinein denkt, je näher jeder Tag der festgesetzten Zeit ihn bringt, desto störender wird ihm diese Gewißheit, dann peinigend, quälend, bald schon fürchterlich, und die Tage fliegen ihm dahin wie Schwalben vor dem Sturm: so rasch, so nah, und doch so unerfaßlich. Er hat in seinem frühern Leben Menschen gekannt, abergläubische,

sensitive, denen von einer Zigeunerin prophezeiht war: in dem und dem Jahre würden sie sterben oder wahnsinnig werden, und diese Menschen führten ein unglückliches Leben in Furcht und Zweifel. Mit diesen Menschen vergleicht er sich jetzt und doch erscheinen ihm diese noch glücklicher, als er; sie durften doch noch zweifeln; sie durften sagen: „das ist doch nur Lug und Trug, was die alte Hexe gesagt hat;" er aber darf nicht zweifeln. Hier gilt es einfacher Zahlen, und Zahlen sind ja Thatsachen. Er rief sich ins Gedächtniß zurück, mit welchem Grausen alte und kranke Menschen dem gewissen Grabe entgegensahen; aber die hatten doch immer noch Hoffnung, die durften denken: es könne doch wohl noch lange dauern, man habe ja kranke Leute, die über alles Maß hinaus alt geworden seien, er aber durfte das nicht denken. Er konnte nicht einmal so viel Hoffnung haben, wie der Verbrecher noch haben kann, wenn er zum Richtplatze geführt wird, wenn er das Schaffot besteigt, ja wenn schon das blanke Schwert um seinen Hals blitzt; das weiße Gnadentuch kann ja immer noch flattern, und flattert es auch nicht, nun so stirbt er doch in Hoffnung, so ist es doch mit Hoffnung und Leben auf einmal aus, und das ist doch immer ein Trost. Für ihn aber

war dieser Trost nicht da, er rechnete Tag für Tag sich aus, welcher Tag sein letzter sei, und immer stimmte die fürchterliche sichere Rechnung. Jetzt fiel jeder verrinnende Tag auf sein Haupt, wie ein warmer Blutstropfen, wie Tropfen geschmolzenen Bleies, und immer schwerer und immer brennender, je jünger er wurde.

Nun wollte er sich des fürchterlichen Gedankens bemeistern, mit starker Kraft als eine Thatsache sie in's Auge fassen, und er sprach: „So ist es! so muß es sein, und darum ist es gut, und ein Feigling, wer das nicht zu bewältigen vermag." Aber er war ein Feigling, und er sagte sich dann: „Wir Alle sind es gegenüber dem Tod, wenn nicht noch Hoffnung uns belebt, oder wenn wir nicht für eine Idee in den Tod gehen, wenn nur eine brutale Naturnothwendigkeit uns ihm entgegenführt!" und bei ihm war es ja nur eine solche.

„Nun denn" — sprach er — „so will ich aber auch dies festgezogene Leben so nützen und genießen, wie das Niemand thut, der noch hofft. Ich will mir einen Gewinn aus dieser Thatsache ziehen und nicht denken wie Andere: das und das kannst Du ja immer noch thun, dazu wird Dir noch Zeit genug übrig bleiben, die es dann gar nicht thun und Ver=

lust leiden an des Lebens Gerechtsamen und in Schuld bleiben seinen Anforderungen, wenn auf einmal ihr Hoffen und Leben aufhört. Ich will meine Kräfte zum Lernen, Wirken und Genießen eintheilen, fest und bestimmt auf diese und jene Zeit. Ich will meine Kräfte einregistriren in meine Tage; ein neues Soll und Haben, ein neues Conto-Buch meiner Menschenkraft und Lebenszeit anlegen!" — Das war sein Plan.

Mit der immer stärker erwachsenden Manneskraft begann er nun diesen Plan auch auszuführen. Zuerst wollte er noch lernen, studiren, in Büchern, Laboratorien und auf Reisen. Dann wirken in Schrift und Lehre. Dann das Schöne in Kunst und Natur genießen. Die Jünglingszeit sollte der Liebe, Lust und Freundschaft gewidmet sein.

Aber wie öde, wie todt kam ihm das registrirte Leben vor! Wie eine große Canzlei oder wie ein Bücher-Repositorium oder wie ein auf- und zugleklapptes Hauptbuch im Comptoir. Der kommende Augenblick mit seinen Ueberraschungen, Uebergängen und Bestimmungen existirte für ihn nicht, er kannte ihn schon ferne, wie der Zellengefangene stundenlang vorher die Minute berechnet, wo die Schritte der ablösenden und abgelösten Wachen

durch seine grausenhafte Stille dröhnt. O, es war entsetzlich, und dazu die niederfallenden Tropfen geschmolzenen Bleies. —

Und was konnte er lernen?! Er wußte ja schon das Meiste, was er lernen konnte oder wollte. Das mächtige Gefühl des geistigen Wachsens, des immer tieferen Erkennens, die hohe Wollust, an neugefundenen Wahrheiten sich erheben, erweitern, begeistern zu können, — o das Alles lernte er nicht kennen! Jetzt erinnerte er sich der Schmerzen seines früheren Lebens: wenn er nicht erfassen konnte, was sich nebelhaft vor seinen Blicken gestaltete, nicht wissen, nicht erkennen konnte, was er so gerne gewußt und erkannt hätte. Aber diese Schmerzen waren Seligkeiten gegen diejenigen, die er nun empfand. Auch dort war doch noch immer Hoffnung gewesen, und ein Streben nach dem Unerreichbaren ist doch immer noch ein schönes Märtyrerthum; hier aber war es wieder die starre, thatsächliche Grenze; ein ganz gemeiner Schlagbaum; ja nicht einmal ein solcher, denn ein Schlagbaum kann noch aufgezogen oder übersprungen oder gar gesprengt werden; es war eine graue, steinerne, unübersehbare Mauer, die nicht allein den Weg, sondern auch den Blick in die Ferne, ja den Aufblick zum Himmel sperrte.

Und was sollte er schaffen, womit sollte er wir-

ken?! Er wußte ja, wie Ben Akiba „das ist schon Alles dagewesen;“ aber bei ihm war das nicht wie bei jenem die sich selbst tröstende Abwehr in der Lauheit des Alters; bei ihm war es ein Fluch, der zwischen dem mächtigen Drange seiner Gestaltungskraft und der Ausführung stand, wie ein grinsendes Gespenst. Ihm fehlte ja auch hier die begeisternde Wollust der unmittelbaren Triebkraft, des stolzen Gefühles im schaffenden Gemüthe. „Du schaffst ein Neues! Du wirst wirken; Du wirst Gedanken geben und entzünden, die noch nicht da waren in der Menschenbrust, oder unbewußt noch in ihr schlafen.“ Dagewesen! Alles schon dagewesen, besser als Du es geben kannst! Das trieb ihn um, wie einen Ahasver, und er verfluchte die Kraft seiner Mannes-Jahre. Und doch sah' er mit Entsetzen sie schwinden, noch immer heißer, noch immer schwerer fielen die Tropfen auf sein Haupt.

Und was konnte die Kunst, was die Natur an Genuß, an Schönheit ihm darbieten?! Die Natur war ihm schon nichts anderes geworden, als ein Organismus von Elementen. Wasser, Luft, Feuer zerlegte er sich in so und soviel Säuren. Regenbogen, Wolkenpracht, Abend- und Morgenröthe waren ihm durch diese und jene Mischungen und Strahlenbrechungen entstanden. Sonne, Mond

und die schönsten Sterne hatte er ganz genau nach ihrem Kubik- und Quadrat-Inhalte, nach ihrer Nähe und Ferne berechnet. — Ein Kunstwerk?! Wo fand er ein solches, was seinen Anforderungen, seinen Kenntnissen der Formen, der Menschen, der Natur, der Farben, der unumstößlichen Wahrheit entsprochen hätte? — Er glaubte ja Nichts mehr, was er nicht mußte, und vom Glauben zum Wissen zu gelangen, o, das war dem Armen ja versagt. Es war dies aber nicht das Unglück des Blasirten, wie er solches schon so oft bei Andern und früher bei sich selbst erfahren hatte; das war doch immer nur die Folge schon aufgeriebener Körperkraft, eine unsittliche Trägheit im Geist und im Blut; bei ihm war das Unglück viel schrecklicher, denn immer heißer, immer stürmischer pulste und wogte die immer jugendlichere Kraft in ihm nach Genuß, nach Leben, nach Neuem, Großem und Schönem, und nirgends, nirgends fand er das. Er lebte das Leben des Mannes, der gierig nach Gold verlangt hatte und dem nun Alles Gold wurde, was er berührte. Er hungerte, dürstete, seufzte, fluchte nach etwas Anderem, als nach solchem Golde, und er fand es nicht.

Jetzt wurde er Jüngling, ein Jüngling mit heißem, frischem, liebebedürftigem Herzen, ein Jüngling mit flammendem Ehrgeiz. Aber wehe! er hatte

ja schon alle höchsten und tiefsten Mysterien der Liebe und der Freundschaft erkannt, erlebt. Sie hatten ihm schon tausend Seufzer, Flüche und Thränen gekostet; er wußte ja schon, was eigentlich zuletzt Liebe und Freundschaft sei oder werde. Daß die Eine die Andere, oder Jede sich selbst, oder das Leben Beide verzehre und selten mehr als Schlacke übrig bleibe. Er hatte sich in seinem früheren Leben als Mann glücklich geschätzt, endlich zu diesen Erfahrungen und dadurch auf eine sichere und freiere Stufe des Lebens gekommen zu sein; jetzt wurde ihm diese Erfahrung zu einem schrecklichen Schicksal. Mit dem heißen liebebedürftigen Herzen, fühlte er dabei die Qualen des Tantalus. Nicht mehr getäuscht werden können von den schönsten, holdesten Empfindungen der Menschenbrust, o, das war ja fürchterlich! — Und der Ehrgeiz, die heilige Oriflamme im Jüngling, das berauschende, thatenbringende, höchste Glück des Jünglings, — ja, den kannte er, der loderte mächtig durch seine Seele. Aber je heißer derselbe loderte, desto entsetzlicher war es für ihn. Der Ehrgeiz lebt ja von der Zukunft; baut das stolze Gebäude der Manneskraft auf, auf den Grundpfeilern der Jugend. Ihm aber beleuchtete diese Oriflamme nur sein Grab; er hatte ja keine

Zukunft; er hatte nur eine Vergangenheit vor sich; nur noch ein kleines, armseliges Knabenleben, und dann kam das Nichts, das Vergehen und Verwehen, das öde, schauerliche Chaos der Vernichtung, und das stand schon so nahe, so nahe vor ihm. O Gott! entsetzlich! schrie er, und nun flogen ihm die Tage vorüber wie Blitze, und es war ihm, als wenn an jedem Tage ein Stück seines Leibes von ihm abfiel, als sei er ein lebendes Skelett, aus tiefer Vergrabung an die feindliche Luft gebracht. Hülfe, Hülfe! wollte er schreien und konnte nicht, und die Secunden-Tropfen heißen Bleies brannten ihm ins Hirn, brannten durch bis ins Herz, und das Herz zerborst, und ein jäher Angstschrei entrang sich seinen Lippen, und — — er erwachte! —

Die mattgewordene Gaslampe beleuchtete jetzt ein zitterndes, verstörtes Gesicht; krampfhaft zuckte der Mann im Sessel, dann entstiegen tiefe, befreiende Seufzer seiner keuchenden Brust. Noch aber wagte der Erwachte nicht auf- oder umzuschauen, damit er nicht etwa zu früh des Trostes beraubt werde, daß er nur geträumt habe. Es konnte ja möglich sein, daß auch dieses Erwachen noch Traum sei, der Traum war ja so fürchterlich lebendig gewesen; er wagte kaum ihn Traum zu nennen.

Bald aber durchdrang ihn doch das Gefühl der Wirklichkeit, nun schaute er auf und um, und mit jedem sichern Blicke in die Wirklichkeit wurde er ruhiger, sein Gesicht milder, und die Augen bekamen einen feuchten Glanz. Bald fiel eine große Thräne auf die fest zusammen gefalteten Hände, während die Lippen leise murmelten. — So saß er noch lange da. Dann stand er auf, streckte, wie segnend die rechte Hand nach den Männern im Alkoven aus, grüßte mit freundlichem Nicken die Bibliothek und begab sich zur Ruhe. Seit vielen Jahren zum ersten Male zu einer wirklichen Ruhe.

Und wieder war es Sylvester; wieder wogte ein Meer von Tonwellen über die alte ehrenfeste Stadt hin; wieder donnerten die Kanonen, knallten die Büchsen, blitzerten die Raketen, johlten die Prost Neujahrs durch die wirbelnde Luft. Da, bei dem ersten dieser Töne, schrieb der alte Mann mit einem eigenthümlich schönen Lächeln den letzten Buchstaben an einem naturhistorischen Werke, was er am vorigen Neujahrstage begonnen hatte und den Titel führte: „die Schöpfung und der Mensch.“ Dann machte er das Fenster auf und rief in die sternenhelle Nacht ein freudenhelles „Prost Neujahr“ hinaus.

IV.

Der Droschkenmann.

Anmerkung. Diese Zeichnung war die erste, womit der Verfasser seine „Originale“ beginnen wollte; aber eben als solche und für längere Zeit auch die einzige einverleibte er sie seinem schon früher erschienenen „Bauernbuch,“ obgleich sie dem Wesen und der Tendenz desselben nicht anpassend war. Nun erscheint dieses Buch bald in zweiter (und durchaus verbesserter) Auflage; da entnimmt denn der Verfasser nachfolgende Erzählung ihrem bisherigen fremden Kreise und giebt sie hier wieder und damit ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bestimmung zurück.

Zwischen den Thoren zwei benachbarter Städte fuhren Jahr aus Jahr ein wohl an 54 Droschkenkutscher, die auch stets genug zu thun hatten. — Unter ihnen war der Aelteste, Solideste und Stärkste der Kutscher Peters; als solcher stand er in hohem Ansehn bei allen Uebrigen, und er wußte bei jedem kranken Pferde, jedem umgeworfenen Wagen, jeder Prügelei, aber auch bei jeder Noth und Sorge sein Ansehn geltend zu machen. — Er fuhr bereits seit 20 Jahren täglich 5—7 Mal seinen Weg, immer in derselben Ruhe, in demselben Fahrgeleise; er fuhr deshalb auch gewöhnlich die alten Herren und besonders die Madamen. Er hatte nicht Frau und Kind, und da doch jeder Mensch Etwas haben muß, woran er seine Liebe hängt, so liebte er seine Droschke, namentlich aber sein Pferd, mit wahrhaft beispielloser Zärtlichkeit. Seine Stammgäste sicherten ihm seine bescheidenen Bedürfnisse, und so führte er denn ein ganz zufriedenes, behagliches Leben.

Daß man da und dort „Eiser=Bahnen“ gebaut hatte und noch immer mehr baute, wußte er wohl; aber ihn konnte das doch nicht stören; die waren ja 40 Meilen weit, und daß man zwischen diesen zwei Städten auch „so en Deuvels=Ding“ herrichten würde, konnte ja gar nicht möglich sein. Hier waren ja 53 Droschken — und er war auch da — wozu brauchte man da eine Eisenbahn? — Mit diesen Gedanken beruhigte er sich und lachte dann, um sich ganz zu beruhigen.

Eines Tages aber lachte er nicht; denn ein dicker Herr (einer seiner Stammgäste) hatte ihm beim Aus= und Einsteigen, um doch etwas Freundliches zu sagen, zugerufen: „Na, mit Euch wird's auch nicht lange mehr dauern; die Eisenbahn wird jetzt gebaut.“ Das fing nun an ihn zu beunruhigen, und als er zu seinen Collegen kam, meinte er: „Schlag's Dunnerwetter drein! am End' bauen uns die Schwernothskerle noch so en Deuvels=Ding vor der Nas' hin, und dann sind wir gepritscht.“ Die Sache schien sich auch wirklich zu bewahrheiten; denn schon nach acht Tagen sahen die Kutscher, dicht vor ihrem Sammelplatz, mehrere Herren mit Zeichnungen, Maßstäben und mit „allerhand Deuvels Kram herum flankiren,“ und sie dachten sich gleich,

was das bedeuten sollte. Hatten darum auch schwere Wuth auf diese Herren und berathschlagten unter einander ganz im Ernst, ob man hingehn und sie „wammsen" solle. Der Kutscher Peters knurrte zwar leise vor sich hin und schnitt sich im Eifer ein so großes Stück Blutwurst zum Frühstück ab, wie sonst nie; aber er wiederrieth das „wammsen" doch ernstlich. Die Herren müßten ja blos thun, was ihnen geheißen würde, und dann wär's ja auch noch sehr fraglich, ob es wirklich dazu käm'. — Dies schien indessen doch der Fall zu sein; denn noch acht Tage weiter: da kamen des Morgens Polizeidiener und kündigten den Kutschern an, daß sie einen andern Warteplatz einnehmen müßten, weil man hier anfangen wolle die Eisenbahn zu bauen. Da gab es nun zuerst ein Murren und dann ein mörderliches Fluchen, und Keiner wollte der Erste sein zum Abfahren nach dem angewiesenen neuen Platz. Es wäre gewiß zu einem Scandal gekommen, wenn der Peters nicht beruhigend gesprochen hätte und der Erste zum Abfahren gewesen wäre. — Und doch war das Wechseln des Platzes gerade für den Peters am schmerzlichsten, weil er am längsten da gestanden. Zwanzig Jahre lang hatte er da sein Plätzchen behauptet, und nie hatte ihm das einer von den

Kutschern streitig gemacht; er hatte darum gleichsam ein historisches Recht darauf, und die Gewohnheit band ihn fest daran. Da war die Räder-Geleise seiner Kutsche durch Nichts zugedeckt, weil sie täglich gebraucht wurde: die betrachtete er stets mit einem gewissen Schmunzeln, und nie fuhr er ein Haar breit darüber; der alte, nicht mehr gebrauchte Laternenpfahl hatte sich beinahe nach seinem Rücken geformt (wenigstens glaubte er das), weil er zwanzig Jahre lang sich täglich daran gelehnt, und unter dem Laternenpfahl waren zwei kleine Vertiefungen entstanden, gerade so weit wie seine Stiefeln groß und breit waren, — darin stand er seit Jahren beim Warten fest, auch hier nicht um ein Haar breit darüber, und nun konnte er sich sein Leben gar nicht mehr denken ohne jene Rädergeleise, den Laternenpfahl und die zwei Fußlöcher.

Auf dem neuen Platz (wenn auch dicht neben dem alten) wollte ihm seine Kutsche gar nicht recht stehen; er drehte damit vor- und rückwärts, — hotz und har, und der neue Laternenpfahl (einen solchen hatte er sich gleich ausgesucht) däuchte ihm viel härter als der alte, und die Füße wurden ihm gleich müde, er trampelte damit herum wie ein Bär, — und betrank er sich an diesem Tage auch nicht wie

die Andern, so war er doch sehr mürrisch und zänkisch. Diese Gemüthsstimmung änderte sich nicht; — im Gegentheil, denn er sah ja täglich das Werk vor seinen Augen wachsen, was sie Alle vernichten sollte, und darum hatte er auch (zwar nicht theilnehmend) seine Lust, wenn die Arbeiter daran von seinen Collegen geneckt und verhöhnt wurden; sie sahen nämlich dieselben, nächst den Eisenbahnherren in der Stadt, als ihre ärgsten Feinde an, und da sie an jene nicht kommen konnten, so ließen sie an diesen so viel als möglich ihren Grimm aus.

Die Eisenbahn war nun fertig, und am Tage der ersten Probefahrt trank sich der Peters zum erstenmal einen „kanibalischen Rausch;" einestheils weil er an diesem Tage ein schweres Geld verdiente und dabei sehr müde wurde; anderntheils weil er den, seit der ganzen Bauzeit stets steigenden und in sich hinein gefressenen Grimm nicht anders los zu werden glaubte. Aber er wurde ihn nicht los; — er wühlte immerfort in ihm herum, trotzdem er noch immerfort zu fahren hatte; die meisten seiner Stammgäste waren ja Alte und Madamen, die sich noch fürchteten, auf der Eisenbahn zu fahren, oder zu fest an der Gewohnheit hingen. Er sah doch, wie elend es fast allen Andern ging; die

waren auf einmal ruinirt, und die meisten davon hatten Frau und Kinder. Diejenigen Kutscher, welche nach andern Städten fuhren, wo noch keine Eisenbahnen waren, kamen bald, tüchtig durchgeprügelt, zurück. Die Kutscher wollten ja durchaus nicht leiden, daß ein Fremder sich zudränge. — Die Schilder-Pöstchen bei der Eisenbahn und alle anderen waren auch schon besetzt; da hatte ein jeder Actionär seinen Günstling, den er anbrachte; die Wenigsten hätten aber auch vielleicht so etwas angenommen; denn als ein Einziger von den 54 (der schon vorher das Fahren aufgegeben hatte) so ein Schilder-Pöstchen übernahm: da hatten alle Andern eine entsetzliche Wuth auf ihn; das schien ihnen die niederträchtigste Untreue, der gemeinste Verrath; hätte er Jemand todtgeschlagen, sie hätten es ihm eher verziehen, als daß er — ein alter Droschkenkutscher — zu den Feinden überging, die ihnen so Verderben gebracht. — Nach und nach verkauften nun alle Kutscher ihr Pferd, „mit sammts dem Kasten," hier und dort um ein Spottgeld; Einige verjubelten das nun zwar hintereinander und gingen dann betteln; doch 44 wollten arbeiten; aber da bekamen diese keine Arbeit, jene stellten sich so ungeschickt dabei (sie hatten ja noch fast gar nichts anderes gethan als

gefahren), daß sie bald fortgeschickt wurden, und da war nun ein schreckliches Elend überall. Der Peters half, was er nur konnte; er hatte ja noch immer einige Fuhren; endlich konnte er aber auch nicht mehr, es wurden der Fuhren immer weniger; das Rauchen mußte er aufgeben, und das war sehr schlimm; denn viele grimmige Gedanken, die er sonst noch hinausdampfen konnte, mußte er jetzt hinunter schlucken. Das war auch das meiste, was er hinunter schluckte, denn er hatte erst die tägliche Wurst, dann das Ersatzmittel des Speckes, zuletzt sogar das Schmalz auf dem Brode missen müssen; jetzt kaute er desto mehr Taback und aß trockenes Brod darnach. Er hätte sich zwar nicht so arg einzuschränken brauchen, wenn er weniger für sein Pferd gethan hätte; aber das sollte nicht leiden: „dem armen Luder soll nicks abgehen — un wann ich barst vor Hunger" — meinte er. — Nun kam aber auch nicht so viel mehr ein, daß das Pferd ordentlich leben konnte, da entschloß er sich denn, nach einem ganz kleinen Städtchen zu fahren, das einige Stunden von der Stadt lag, um diejenigen daraus herüber zu holen, die mit der Eisenbahn fahren wollten. Das wollte aber auch nicht anschlagen, und wenn es auch geglückt wär: er hätte es

doch nicht aushalten können an dem fremden Platz; es zog ihn immer wieder zu dem 22 Jahre lang befahrenen Weg; er hatte dahin ein Heimweh wie der Schweizer im fremden Lande, und so fuhr er denn eines Tages von dem kleinen Städtchen wieder zu seinem lieben Fahrweg und machte denselben wohl dreimal hinter einander, mit leerer Kutsche. Und jeden Tag that er das und freute sich ungemein, wenn er einen ganz armen Menschen antraf, der sich umsonst wollte fahren lassen; dabei rauchte er kalt, denn er hatte nun nicht einmal mehr Taback zum Kauen und mußte doch etwas im Munde haben, und die Leute sollten auch glauben, er könne noch Taback rauchen. Manchmal stand er auch einen halben Tag lang am Laternenpfahl, die Peitsche in den verschränkten Armen haltend und schaute vor sich hin, ohne sich zu rühren. Die Leute meinten dann, er schlief, — aber nein: es brütete etwas in ihm, was er immer von sich stoßen wollte und doch immer wieder kam, weil es einmal gedacht war, und wenn vom Bahnhof herüber das schrillende Pfeifen ertönte, so schnitt ihm das durch das Herz wie ein zweischneidiges Messer, und wenn der furchtbare Dampfwagen nun anfing zu rumoren, dann rumorte es noch toller in ihm, dann

schleuderte er dem rasch dahin Brausenden Blicke wie Blitze nach und faßte krampfhaft den Stiel seiner Peitsche.

Endlich konnte sein armes Pferd kaum mehr fort vor Entkräftung; aber er hätte es um keinen Preis verkauft oder gar dem Schinder überlassen: da verkaufte er die Kutsche und von dem gelösten Gelde that er seinem Pferde nun noch manchen guten Tag und führte es den alten lieben Weg auf und ab, so daß die Leute meinten, er wäre verrückt geworden. Als das nun aber auch vorbei war, da waren die bösen Gedanken zum Entschluß geworden. So führte er denn eines Tages sein Thier zur Eisenbahn, in der Nähe eines Punktes, wo ein Fahrweg hinüberging, genau abmerkend, wann das „Deuvels-Ding da" herankäm, und als es kam, gab er dem Pferde rasch einen furchtbaren Hieb, daß es grade auf die Schienen sprang und der Wagen darüber her mußte; — aber es geschah nicht, was der Peters erwartet hatte: der Wagen nahm keinen Schaden, sondern fuhr (wenn auch mit tüchtigem Ruck und unter Angstgeschrei der Reisenden) über das Thier hin und zerquetschte es, wie die Kinder eine Wallnuß mit dem Ballen der Hand zerquetschen. Anfangs stand der Peters starr vor Ver-

wunderung und Entsetzen da; — dann aber kam ihm mit Blitzesschnelle ein neuer Plan: er fing an, furchtbar zu heulen; dann lief er dem Wagen bis zur nächsten Station nach und jammerte den Reisenden so viel von seinem entsetzlichen Verluste vor, daß ihm beinahe ein Jeder etwas gab, auch die Wagen-Beamten ihn nicht wegen Unvorsichtigkeit zur Rechenschaft ziehen ließen, sondern ihn sogar ebenfalls beschenkten. — Von einem Theile des so gewonnenen Geldes kaufte er nun erstens eine Flasche Branntwein und zweitens einen dicken Eisenstab, den man gewöhnlich dazu braucht, Löcher in hartem Boden zu stoßen, um Pfähle oder dergleichen einzurammen. Dies wollte er damit thun, sagte er dem Eisenhändler, von dem er ihn kaufte, und brachte ihn nun im Dunkeln in die Nähe des Bahnhäuschens, wo der frühere Kutscher postirte. Auf diesen hatte der Peters fortwährend die größte Wuth, und der sollte ihm nun bei seinem Vorhaben unbewußt behülflich sein und nachträglich den Schaden davon haben. Der Bahnwärter hatte seine Leuchte schon angesteckt und erwartete den Zug erst in einer halben Stunde; darum lieh er dem freundlichen Gespräch des Peters gerne Ohr, als dieser, zu seiner Verwunderung, zu ihm herantrat und nun

die Geschichte mit dem Pferde lang und breit erzählte; dazwischen nach der ganzen Einrichtung „des Dings da mit den langen Armen" und der Obliegenheit des Bahnwärters sich genau erkundigte und ihm immerfort aus der mitgebrachten Branntweinflasche zutrank, so oft und rasch zutrank, daß der Bahnwärter auf einmal wie ein Stück Holz hinfiel und sich nicht mehr regen konnte. Diesen Augenblick hatte der Peters erwartet, und nun sprang er rasch hinzu, zog ihm den Uniformsrock aus und sich an, setzte dazu den beblechten Hut auf, holte den Eisenstab hinter dem Blumen=Gärtchen hervor, stellte sich damit in Positur auf und erwartete den Wagenzug. — Er wollte die Conducteure erst sicher machen, dann den Eisenstab rasch auf die Schiene werfen wenn der Zug käm und dann in der Verwirrung des zu erwartenden Unglücks im schützenden Dunkel entfliehen; ja wenn er auch nicht entfliehen könnte — wenn sie ihn auch packen würden — es müßte doch geschehen. Sein Ingrimm war zu furchtbar, und um so mehr, da er ihn immer anscheinend ruhig in sich hineingearbeitet hatte. Daß er Hunderte von Menschen, die an seinem Elend gar keine Schuld hatten, gar nicht wußten, daß er existire — dadurch zum Tode bringen konnte,

daran dachte er gar nicht; er wollte nur das „verfluchte Deuvels-Ding rukeniren.“

Nun hörte er den Wagen von fern heranbrausen, regierte wacker die Arme „an dem Dings da,“ faßte dabei kalt und ruhig seinen Eisenstab, sah den Wagen und warf mit starker Faust sein Verderben drohendes Werkzeug vorwärts; aber es kam nicht auf die Schiene zu liegen, — rasch sprang er hinzu, um es noch zurecht zu legen, — da — wie ein Blitz fuhr der Wagen über ihn — sauste und brauste vorüber und ließ den unglücklichen, bösen Mann graß entstellt zurück; — bald darauf starb er, nachdem er das Entsetzliche gebeichtet.

V.

Der Schwart=Schmied.

An der hannoversch-oldenburgischen Grenze, am Ausgange eines großen Waldes uralter Eichen, lag rechts ein Dorf, links — ganz allein und noch unter den äußersten Aesten des Waldes — das Wohnhaus mit Zubehör, der Garten und die Schmiede des Meisters Hupperts. Die ganzen Gebäulichkeiten des Meisters zusammen nannte man im Dorfe und weiten Kreise der Umgegend: „die Schwartschmiede;" das kam her von: „Schwertschmiede," denn alte Chroniken meldeten, daß die uralten Vorfahren des jetzigen Meisters Schwerter geschmiedet hätten. Man rechnete den Namen der Hupperts bis an 400 Jahre hinauf; man sprach von diesen Hupperts als von einem sonderbaren, mächtigen, seit den vier Jahrhunderten das niedere Volk der ganzen Umgegend fast beherrschenden Geschlecht; wie sie immer riesenhafte Männer an Körper, Kraft und eisernem Charakter gewesen, wie sie immer geheimnißvolle Kenntniß aller Krankheiten an Menschen und Vieh gehabt, stets „das Jus" gekannt und mit all diesen Gaben der weiten Umgegend mannigfach gedient hätten,

dabei auch stets als Muster von Ordnung, strenger Ehrlichkeit, überhaupt jeder Bürgertugend — ausgenommen der Sanftmuth — Allen vorangegangen seien. Wenn ein Hupperts sich verheirathen wollte, so freuten sich rings umher alle Eltern und Töchter, und war es der reichste Schulze, dessen Tochter begehrt wurde, so war dem das eine Ehre. Nun aber sollte es mit dem alten, starken Geschlecht zu Ende gehen, der jetzige Besitzer der Schwartschmiede war der Letzte seines Namens und hatte keinen Sohn, nur eine Tochter; doch war es, als wenn die Natur diesem Letzten, gleichsam als Entschädigung, die Kraft seines Geschlechts in höchster Fülle gegeben hätte, damit er dasselbe würdig schließe. Alles, was die alten Sagen und Chroniken von gewaltiger Stärke, Strenge, schroffer Ehrlichkeit und geheimer Wissenschaft seiner Vorfahren meldeten, machte er zur vollen Wahrheit. Er war ein Mann von 6 Fuß Höhe, und von einer Schulter zur andern konnte man 3 volle Fuß messen; man hatte gesehen, daß er einen wüthend gewordenen Ochsen mit einem Faustschlag niederstreckte, einen Sack mit einem Malter Korn in die rechte Hand nahm, mit steifem Arm in die Höhe hob und über den Kopf warf; es war in weiter Umgegend kein Haus, wo nicht ein Mensch oder

Thier von ihm geheilt war, ohne Kosten, und einen Advokaten kannte man da gar nicht; der Hupperts schlichtete alle Streitigkeiten durch gütlichen Vergleich und gewichtigen Machtspruch, oder — wenn Einer auf dem Unrecht eigensinnig bestehen wollte — durch tüchtige Prügel; aber er war auch ernster, ja finsterer und düsterer, als seine Vorfahren, denn das Gefühl, daß er der Letzte seines Namens war, lag schwer auf seiner Brust.

Es war ein schöner Frühlingsabend, als der riesige Schmied vor seinem Ambos stand, den ungeheuren Kopf bedeckten lange, graue Haare, von der mächtigen, tiefgefurchten Stirn nach hinten gestrichen. Die tief im Kopfe liegenden Augen waren feurig grau, von buschigen Brauen beschattet, und es schien, als wenn sie Funken sprüheten bei jedem Hiebe auf das glühende Eisen; das Gesicht war braun und jeder Zug desselben scharf, finster und stolz, Kraft und eisernen Willen verrathend; das ganze Wesen des Mannes erschien eigenthümlich, imponirend, abstoßend und doch auch bewältigend und anziehend. Er trug kurze, graue Hosen mit Gamaschen und Schuhen; eine rothe Weste, die, geöffnet, ein grobes, aber schneeweißes Hemd zeigte, daraus sich eine mächtige Brust hervordrängte. Die

Aermel des Hemdes waren aufgestreift, und man sah zwei Arme wie Balken mit eisernen Muskeln, man glaubte fast darauf hämmern zu können. Die schwarzen Hände bestanden nur aus Knochen, und stählernen Sehnen und griffen das glühende Eisen wie faules Holz an. — Durch den schon dunkelnden Wald fiel der glühende Schein der Esse und ließ die uralten Eichen wie wunderbar geformte, mächtige Riesengestalten und Nebelbilder erscheinen, und die gewaltigen Hammerschläge dröhnten weit durch die tiefe, abendliche Waldesstille. — Diese Stille wurde aber jetzt allmählich noch durch einen frischen, kräftigen Gesang unterbrochen, der durch den Wald sich der Schmiede näherte, und den man bald in folgenden Strophen vernehmen konnte:

Hei! hi! hei!
Das Wandern ist nun aus!
Hei! hi! hei!
Der Bursche kommt nach Haus.
Ist gangen durch gar manches Land,
Jetzt hängt er's Ränzel an die Wand,
Das Fläschchen auch dazu,
Und setzet sich in Ruh! —
Und setzet sich in Ruh!
Hei! hi! hei!
Schön's Weibchen sei dabei!

Während dieses Gesanges war der Sänger der Schmiede so nahe gekommen, daß er in dem vollen,

glühenden Wiederschein ihrer Esse stand, und nun sah man einen großen, starken Burschen von etwa vier und zwanzig Jahren, mit frischen, trotzigen, doch gutmüthigen Zügen, mit klaren, blauen Augen und blonden Haaren, in reinlich-ordentlichen Kleidern eines Handwerksburschen, einen tüchtigen Tornister aufgeschnallt, den knorrigen Hagedornstock in der Rechten, eine Korbflasche in der Linken. Die Korbflasche hielt er aber nicht immer in der Hand, sondern nur dann und wann, und gerade jetzt, weil er nach der letzten Strophe seines Liedes das Letzte daraus getrunken hatte. Die zurückgebliebenen Tropfen schüttete er nun auf den Nagel des Daumens, dann warf er die Flasche in die Höhe und schnappte sie wieder auf, indem er seinen Stock in ihren Lederriemen schob. — „Mein Liedel ist nun aus, und das Fläschchen ist aus, und das Wandern ist auch aus;" mit diesen Worten hing er die Flasche wieder um, stützte sich auf den Stock und sah einige Minuten still und träumerisch hinaus in die Gluth der Esse. „Gott sei Dank!" sprach er jetzt — der alte Schmied ist noch da und kann noch tüchtig drauf los schlagen; was wohl das Dortchen macht?! — ob sie mir noch — na — wir werden ja sehen; aber das Herz ist mir so schwer wie ein Ambos;" damit schritt er rasch

weiter und stand bald vor der Schmiede. „Guten Abend, Vater Hupperts!“ rief er dem Schmied entgegen. Dieser schmiedete ruhig weiter und ohne aufzusehen erwiederte er: „Dank! gleichfalls.“ Da trat der Wanderer dicht vor ihn hin und brachte den Gesellengruß des Schmiedehandwerks vor; nun erst sah der Schmied auf und den Gesellen prüfend an, dann meinte er, indem er weiter arbeitete. „Ah — Franz! bist auch wieder da? Bist ein tüchtiger Kerl geworden?“ „Ich glaub's wohl, und meine Meister haben's gesagt;“ mit dieser Antwort reichte der Franz dem Meister die Hand dar; „wart noch einen Augenblick, bis das Eisen kalt ist.“ Franz wartete, der Schmied that noch ein Dutzend Schläge, dann zog er den Gesellen beim Rockzipfel vor das Feuer der Esse: „Laß Dich mal erst ansehen, wie Du aussiehst.“ Der Franz sah ihm frei und treuherzig in das tiefe, scharfprüfende Auge; der Schmied wiegte seinen Körper — das war ein Zeichen seiner Zufriedenheit — und ein leises Lächeln stahl sich für einen Augenblick über seine scharfen Züge; dann trat er hinter den Franz und hob dessen Tornister etwas in die Höhe; der wog schwer und war sauber und gut geschnürt. — „Ich glaub, Du bist ordentlich“ meinte jetzt der ernste Prüfer und reichte dem Franz seine

Hand, und Franz schlug freudig-kräftig mit den Worten ein: „Versucht's nur, Vater Hupperts; nehmt mich als Gesellen auf; — ich denk, ich schnür gleich mein Bündel bei Euch ab, als wie zu Haus; hab' ja sonst kein Haus, ich armer Bursch!" Aber der Schmied rief: „Halt da! Du weißt ja doch, erst die Probe;" trat zu einem Wandschrank, holte einen ungeheuren Schmiedehammer mit blendend weißem Stiel hervor und legte ihn auf den Ambos. Dieser Hammer war wenigstens zweihundert Jahr alt, von einem Vorfahren des Hupperts geschmiedet und seitdem immer von Vater auf Sohn gegangen; mit der Bedingung, daß kein Sohn in der Schmiede bleiben, kein fremder Geselle darin angenommen werden dürfe, der ihn nicht mit einer Hand viermal hintereinander um den Kopf schwingen könne.

Der Hammer war die heiligste Reliquie der Familie; an allen Familien- und Gottesfest-Tagen lag er im Wohnzimmer mitten auf dem Tisch, mit Blumen und Bändern geschmückt, und der lange Eichenstiel wurde oft sorglich gescheuert, so daß er zuletzt blendend weiß war; — es hatte Jeder eine gewisse Ehrfurcht vor dem Hammer, und wie ihn der Franz nun vor sich liegen sah, nahm er mit der Linken die Kappe ab, und dann griff er zu, schwang

ihn wirbelnd sechsmal um den Kopf, warf ihn in die Höhe und schnappte ihn mit steifem Arm wieder auf. Der Schmied hatte sich während dem immer heftiger hin und her geneigt, die balkigen Arme in die Seite gestemmt, zuletzt ahmte er mit den Armen die kreisenden Bewegungen des Hammers nach, und als der Franz denselben nun wieder ehrerbietig auf den Ambos legte, sprang er rasch auf ihn zu, nahm ihn bei den Schultern fest und rief: „Du bleibst, Franz!" — „Das wußte ich wohl!" rief dieser keck und fing nun an, seinen Tornister loszuschnallen. Während dem stand der Schmied auf einmal still, verschränkte die Arme und sah mit einem düsteren, schmerzlichen Blick in das allmählich verglimmende Essen=Feuer; seine mächtige Brust wogte auf und nieder. „Mein Haus geht zu Ende!" murmelte er jetzt mit tiefem, in Groll und Wehmuth erzitterndem Tone. — Franz war indessen, den Tornister über den linken Arm gelegt, ihm nah getreten und hatte seine Hand ergriffen, still, ohne ein Wort zu sagen; er kannte und fühlte tief den Schmerz des alten Mannes und wollte ihn nicht durch Worte stören und entweihen. Der Schmied wendete sich jetzt langsam zu ihm hin und sprach: „Franz — warum bist Du nicht mein Sohn?" Da wurde der Franz über und über roth,

er dachte im Augenblick etwas gar Liebes und Schönes und fragte nach kurzer Pause langsam und zögernd: „Vater Hupperts, was macht das Dortchen?“ — „Sieh selber,“ antwortete der Schmied kurz, aber mit einem tiefen Seufzer, schloß rasch die Schmiede zu und ging ins Haus; der Franz folgte mit klopfendem Herzen.

In der Stube saß Dortchen (Dorothea), des Schmiedes einziges Kind, am Spinnrad; aber sie spann nicht, sondern ließ die, aus den kurzen weißen Hemdärmeln hervortretenden, schönen, vollen Arme auf der grünen Schürze und die weichen, sinnenden Blicke aus den blauen Augen auf einem Blumensträußchen ruhen, das in einem Glase mit Wasser in der Fensterecke stand. Dieses Sinnen und Träumen verlieh den schon an sich eigenthümlich-träumerischen, zarten Zügen noch einen ganz besonderen Reiz. Man vergaß darüber beinahe die schönen, vollen Formen ihres Körpers, die besonders in den schneeweißen, üppigen Schultern, von langen, braunen Flechten beschattet, — in dem schönsten Halse und dem leicht, doch keusch verhüllten Busen hervortraten. Der Franz erschrak fast, als er hereintrat, so schön war das Dortchen. Er wußte zwar, daß sie schön sei. Er hatte ja ihr schönes Bild viele

Jahre im Herzen getragen; denn er liebte sie schon ehe er die Wanderschaft begann, ja schon ehe er unter die Soldaten ging; er liebte sie schon, da er noch als Lehrbursche im Hause ihres Vaters war, und was man so lange liebt, das hält man gewiß für das Schönste auf der Welt. Aber, daß ein Menschenkind so schön werden konnte, wie jetzt das Dortchen ihm erschien, das konnte er nicht begreifen. Der Schmied hatte schon sein Schurzfell abgethan und es an die Wand, zwischen Fliegenklatsche und Palmsträußchen gehängt, und noch immer saß das Dortchen in Gedanken, noch immer stand der Franz starr vor Verwunderung da. Der Schmied warf jetzt einen schmerzlich-unwilligen Blick auf seine Tochter und rief dann: „Dortchen — deck' für den Franz mit!“ Da fuhr das Madchen erschrocken auf, sah zuerst ihren Vater, wie um Verzeihung bittend, und dann den Franz verwirrt, freudig und verlegen an. Der nahm sich nun rasch ein Herz, trat auf Dortchen zu, reichte ihr die glühende, zitternde Hand und stotterte ein „Guten Abend, liebes Dortchen!“ heraus. Das Mädchen nahm zögernd die dargebotene Hand, blickte dem Franz recht tief und traurig ins Auge, schlug dann die Blicke nieder, und mit den Worten: „Grüß Gott, Franz! bist wieder heim

kommen, — das recht" verließ sie das Zimmer; Franz sah ihr verwundert und gekränkt nach. Der Schmied hatte still, aber scharf Alles beobachtet und fuhr nun mit der Hand durch die grauen Haare; das war bei ihm stets ein Zeichen tiefen Unwillens. „Leg vor der Hand da auf der Bank ab, Franz, und dann setz Dich zu mir her; ich will Dir was sagen, daß Alles rein unter uns wird, bis das Abendbrod kommt." Franz that, wie ihm geheißen, und der Schmied erzählte nun so: „Sieh, Franz, ich weiß schon lang, daß Du mein Mädchen im Herzen trägst; das freut mich, denn die Liebe ist ein gutes Ding, wenn sie ein Menschenkind auch hie und da unglücklich macht; wer niemals ein Mädchen lieb hatte, ist schlimmer als ein Vieh. Du hast aber nie meinem Kinde was gesagt davon, und das freut mich noch mehr; Du dachtest, weil Du ein armer, elternloser Bursch wärst, dürftest Du nicht an des Hupperts Tochter denken; aber die dachte an Dich, die hatte Dich lieb — na — Du hast ihr das schon angemerkt, und ich dachte auch an Dich, nämlich so: wenn der Franz als ein tüchtiger Schmied und ein braver Bursch wieder zurückkommt, und die zwei sind sich noch gut, dann sollen sie sich haben; dann sollen sie ein neues Geschlecht gründen, und ist dabei auch nicht

mehr der Name Hupperts, so ist doch Huppertsches Blut drinnen, und die Schmiede wird nicht zerfallen und der Ambos nicht verrosten, und ich hab' Lieb' und Freude um mich her, so lange mein alter Kopf aushält, und hab' jemand Wackres, der mir nachdem den Hammer in den Sarg legt; sieh', das hielt mich über'm Wasser, wenn ich oft versinken wollt' in Leid und Grimm, daß ich der Letzte von uns wäre." — Hier schwieg der alte Mann, lehnte sich im alten, schwarz gewordenen Sessel breit zurück und fuhr wieder mit der Hand durch das graue Haar. Franz, freudig, verlegen und bang erwartend, wollte aufstehen und dicht zu ihm herantreten, um seine Hand zu erfassen; aber der Schmied winkte ihm rasch zu, daß er sitzen bleiben möge, und fuhr dann fort: „die ganze Sache hat aber nun einen Haken kriegt; vor ungefähr vier Monaten kam der junge Baron vom Schloß vor meine Schmiede geritten, um seinem Pferde ein Eisen fester schlagen zu lassen; so junges Volk hat aber Nichts im Kopfe als tolles Zeug, und so wollte der Junker sein Pferd dort über den Haag setzen lassen, anstatt auf dem graden Wege herumzureiten, und wie das Pferd nicht wollte, schlug er's und spornte es blutig, bis es wild wurde und seinen Herrn mit zerschlagenem

Beine dicht vor meinen Ambos warf. Da packte ich den Junker auf und trug ihn in mein Haus und fing an, ihn zu kuriren; die vom Schloß wollten ihn zu sich holen; aber das wäre sein Tod gewesen, darum ließ ich ihn nicht fort, und als er wieder auf die Beine kam, bat er selbst mich gar so artig, ich möcht' ihn noch bei mir lassen, und weil er gar zu unruhig Blut hatte, fiel er auch oft wieder in's Fieber zurück; da hielt ich ihn denn zwei Monate in meinem Hause. Mein Kind pflegte ihn während dem nach allen Kräften; ich dachte an weiter Nichts; aber als er fortging, weinte sie sehr, und seitdem ist sie ganz anders geworden; ich glaub' sogar, sie sehen sich heimlich, denn sie bringt oft schöne Blumen in's Haus, sieh' — da in der Fenstereck stehen welche, die küßt sie oft und weint und lächelt dazu. Böses denke ich nicht, bewahre Gott! denn mein Kind ist ein Hupperts-Kind, und wie die Hupperts-Kinder seit 400 Jahren gewesen, das weißt Du; auch der Junker hat mir bei seinem alten Stamme geschworen — ich mußte ihn ja doch fragen — daß er an gar nichts anderes denke, als nur an Dankbarkeit für uns, aber sieh', Franz, das Leid zieht bald die Menschenherzen zu einander, und wem man Gutes thut, den gewinnt man leicht lieb; dazu ist der Jun-

ker ein feiner, netter Mensch und weiß seine Reden gar schön zu setzen; mein Mädchen hatte auch immer so einen aparten Sinn, wollte immer etwas Besonderes, weswegen ihr auch die Burschen im Dorfe nicht recht gut sind, wenn sie auch gewaltigen Respect vor ihr haben; sieh' Franz, kann's da nun nicht sein, daß der Junker Dich aus dem Herzen meines Kindes gedrängt hat? — das ist der Haken; kannst Du ihn herausziehen, so soll mir's lieb sein, und ich glaube, Du kannst es noch; sonst aber müssen wir uns zu trösten suchen, denn überreden oder gar zwingen thue ich mein Kind nicht, und nun setz' Dich heran, dort kommt die Suppe.“ — Aber der Franz sah ebenso wenig die hereintretende Magd mit der Suppe, als den nachfolgenden Knecht mit dem Brote und großen Messer; er sah nicht mehr den Schmied und das Zimmer; es tanzte alles bunt und toll vor ihm her; es war ihm wüst und wirr im Kopfe. Jetzt sprang er auf und stürzte zum Zimmer hinaus; der Schmied sah ihm verwundert nach, dann setzte er sich mit düsterem Blicke an den Tisch. Dortchen trat ein und fragte: „Wo ist der Franz?“ — „Weiß nicht,“ antwortete kurz der Schmied, und Dortchen wagte nicht weiter zu fragen; aber sie weinte, und die Thränen fielen in die

Suppe, die unberührt vor ihr stand. Es war todtenstill im Zimmer.

Franz hatte sich draußen im Walde gesammelt, aber erst, nachdem er ihn nach allen Richtungen durchjagt, und darüber war es Mitternacht geworden; er konnte nicht mehr in's Haus und legte sich nun erschöpft unter eine Eiche; am andern Morgen in aller Frühe stand er schon mit aufgekrämpelten Hemdsärmeln an der Schmiede, als der Schmied herankam; sie wechselten blos ein „guten Morgen," dann arbeiteten sie still und rüstig, als wenn gar Nichts vorgefallen wäre; erst als der Schmied den Hammer niederlegte, sagte er: „Franz, Schmerz ist Segen. Wenn man jung ist, und wenn man ihn lange trägt, kriegt man ihn lieb, wie einen Freund." Franz schwieg. — Gegen Dortchen war Franz nun freundlich, herzlich, aber sonst zurückhaltend; er arbeitete dabei so furchtbar, daß der Schmied sich verwunderte, aber nach der Arbeit ging er fort, und oft blieb er ganze Nächte aus dem Hause und wurde immer bleicher und stiller; der Schmied sah ihn oft kopfschüttelnd an, sagte aber Nichts dazu. So vergingen zwei Monate; endlich an einem schönen Sommerabend, als der Schmied zu einem Kranken gegangen und die Arbeit des Tages geschlossen war,

trat der Franz, sauber gewaschen und gekleidet, zum Dortchen in den Garten, nahm sie bei der Hand und sagte: „Dortchen, komm dort auf die Bank, ich will mit Dir reden.“ Dortchen folgte schweigend, mit gesenktem Blicke und setzte sich dann zum Franz auf die Bank. „Dortchen,“ begann jetzt Franz nach einigen Augenblicken sichtbaren Ringens nach äußerer Ruhe, „Du weißt, daß ich Dich lieb habe; Du hast mich auch lieb gehabt, aber jetzt hat mich der Junker verdrängt; sieh', das drückt mir das Herz ab; aber das ist einerlei; es ist mir nur Angst um Dich; ich wollte sehen, wie weit Du mit ihm ständest, was ich noch zu hoffen hätte, und da hab' ich Deine Gänge verfolgt und belauert — zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich mich auf's Lauern gelegt — und da hab' ich denn gesehen, wie Du Abends spät, wenn der Vater schläft, zu ihm in den Wald kommst. Was ich dabei Schreckliches ausgestanden habe, brauchst Du nicht zu wissen; ich will Dir das Herz nicht schwer machen; aber ich muß Dich warnen; ein Mädchen ist leicht herumgedreht wie ein Radnagel; Dortchen, nimm Dich in Acht, der Junker kann's nicht gut meinen mit Dir, und wenn er's auch jetzt thut, er wird Dich doch nicht ehrlich machen, wenn er Dich unehrlich gemacht.

Dortchen, sei gescheidt, laß von ihm ab; Du sollst sehen, es giebt Unglück; Dortchen, — laß von ihm ab, und sei wieder mein; oder denk' auch dabei gar nicht an mich, denk' nur an Dich, an Deinen alten Vater. Ich will Dir kein Wort sagen von meiner Liebe, ich will still warten, bis Du davon sprichst oder mich darum anblickst, wenn Du nicht sprechen magst — und dann vergeß ich Alles und will Dich noch zehntausend Mal mehr lieben, als jetzt, wenn's möglich ist, ich will warten darauf, so viel Jahre als ich alt werde, und wenn Deine Liebe zu mir gar nicht wiederkommt — nun — dann muß es auch gut sein, und dann will ich von fern Dich bewachen, daß Dir Niemand ein Härchen krümmt, und wenn ein Leid über Dich kommt, will ich Dir beistehen, so lange es dauert, und dann wieder fortgehen — bis ich todt bin, und will darum nicht mal wünschen, daß ich bald todt sei; laß nur von dem Junker, — laß von ihm, Dortchen! — Bei Deiner Mutter Sarg bitte ich darum." — Hier stürzten Beiden die Thränen hervor, und darüber gingen wohl einige Minuten hin, ehe das Dortchen antworten konnte; „Franz, Du bist ein treues, braves Herz, und es gehet mir wie ein scharfes Brodmesser durch die Brust, daß Du so viel Schmerz

hast; ich weiß ja, wie Du mir gut bist. Ich sah' Dir's an den Augen an, am Abend, als Du zurückkamst und mir die Hand gabst, daß Deine alte Lieb' jung blieben war, und das war mir ein Stich in's Herz, denn ich möchte Dich gern recht froh wissen, und ohne Lieb' wirst Du's nicht, und — ich kann Dir keine Lieb' schenken; ich möchte wohl, ich hab's gewollt, ich suchte nach dem, wie ich Dir früher war, aber ich konnt's nicht wieder finden, und da Du's nun einmal weißt: — er hat das Alles schon; für das Herz kann Niemand, das hat seinen eignen Willen ganz allein für sich, das läßt sich nicht regieren: und so liebt's jetzt nur ihn allein." — Hier hielt das Mädchen ein und schaute einen Augenblick in die Höhe; dann fingen ihre Augen an zu strahlen, ihre Wangen glüheten und schwärmerisch fuhr sie, aber mit plötzlich niedergesenktem Blick fort: „Ach! und wie lieb' ich ihn! wenn ich daran denk', so kommen mir Gedanken und Worte so schön und herrlich, ich weiß nicht wie und woher. Wenn er mich im Arm hat, so ist mir's, als wenn die Engel zwischen den Blumen sängen, und gehen wir mit einander durch den Wald, oder sitzen wir im Mondschein am Wasser oder beim Sonnenaufgang dort auf dem Berge, o! dann klopft mein Herz so glück-

selig der Welt entgegen, daß ich sie möcht' gleich an die warme, zitternde Brust drücken. Einmal kam er nicht, als ich ihn erwartete; da war mir's, als wenn mir das Herzblut aus den Augen ränne. Und besser, verständiger bin ich geworden, und Gott näher, seit ich ihn liebe. Jetzt versteh' ich die Blumen und den Thau, das Rauschen der Blätter und die Mährlein im Murmeln der Wellen, schaue in die Sterne als in Gottes Vateraugen, wenn sie freundlich auf uns niederblicken und uns mit ihrem milden Scheine einhüllen, wie in ein weißes, glänzendes Meßgewand." — Hier war die Stimme des Mädchens in leisen, zarten Tönen verklungen, ihre Blicke hatten sich immer mehr gehoben — jetzt waren sie ganz nach dem Himmel gerichtet und hafteten am ersten Sterne, der aus dem dämmernden Abend hervortrat. Franz sah die schöne Schwärmerin staunend an, als wollte er fragen: „Um Gotteswillen, wo hast Du all' die schönen Gedanken her?" Die tiefe Poesie des Mädchens hatte er nicht geahnet, er wußte auch nicht, wie die Liebe so ein Herz hochstimmen kann. Er wagte indessen nicht, auch nur ein Wort zu sagen, und Dortchen fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Früher, wenn ich so ganz allein war, hatte ich allerhand große Dinge im

Kopf, ich wollte immer etwas Besonderes werden, das Alles war aber thöricht und eitel; seit ich ihn lieb', möcht' ich still und bescheiden blühen wie das Veilchen am Wiesquell, oder so ein recht einfaches Glück haben mit ihm, und dabei recht viel Pflichten und Sorgen, und ihn ganz allein, ganz als mein eigen haben und ebenso ihm angehören, mit jedem Gedanken, der mir im Herzen lebt." — Sie schwieg und sah Franz freundlich und besorgt an; er war blaß geworden und zitterte; jetzt sprang er auf, drückte Dortchens Hand, rief: „Armes Dortchen! armer Franz!" und lief in den dunklen Wald; Dortchen sah ihm wehmüthig nach und sprach leise vor sich hin: „Armer Franz!"

Ueber dem Walde lag jetzt heller Mondschein, und da konnte man deutlich sehen, wer es war, der auf einmal hinter den Bäumen hervortrat und einem weiten, grünen Platz zuging, in dessen Mitte nur eine einzige, aber mächtige, mit einer Moosschwellung umgebene Eiche stand; es war ein schlanker, zart- und feingebauter Mensch, mit verlebten, aber noch immer lebendigen und höchst ansprechenden Zügen, mit vornehm-nachlässigem Behaben und Anzug und manchmal einen glühenden Blick aus den schwarzen Augen durch die nebelhaften Baum-

gruppen werfend. Jetzt wurde es im Gebüsche lebendig, eine Gestalt trat daraus hervor, aber der junge Mann schien unangenehm überrascht zu sein und griff nach einem Degen, den er unter dem leichten Mantel verborgen hatte. Der Mond beschien jetzt das bleiche, verstörte Angesicht des Franz, und als der nun auf den jungen Mann zuschritt, trat derselbe erschrocken zurück, zog die Klinge und rief: „Bleibt zurück, oder ich steche Euch nieder!" — „Seid ruhig, Herr Junker, oder Herr Baron; ich will ein Wort in Frieden mit Euch reden, wegen des Dortchens." — Der Junker sah den Franz verwundert an: „Nun, was soll's denn?" — Franz bebte an allen Gliedern; aber er biß sich auf die Lippen, bis sie bluteten; da wurde er ruhiger und sprach nun fest: „Herr Junker, Ihr liebt das Dortchen." — „Was geht das Dich an?" — „Das geht mich viel an, denn ich lieb' sie auch." — „Ha, ha, ha! das ist närrisch." — Franz knirschte mit den Zähnen, aber bald war er wieder ruhig. — „Ihr seid verdammt kurzweilig, Herr Junker; doch das ist so die Art von Euch vornehmen, stolzen Herren; Ihr lacht über jedes Gefühl, wenn es nicht unter einem feinen Rocke wohnt; aber ich sage Euch, Herr, auch im niedrigen Blute kann es gähren und kochen,

und der grobe Rock bedeckt oft Schmerz und Graus, davon Ihr vornehmen Herren gar Nichts wißt. Soll ich Euch sagen, wie ich lieb'? werdet Ihr's verstehen? seht, ich trug seit Jahren das Mädchen im Herzen, so heilig, wie der Pfarrer den Leib des Herrn in der Monstranz, und diese Liebe heiligte mich selbst, daß ich ein braver Bursche blieb. Nun kam ich zurück und dachte das Mädchen heimzuführen; der arme, verwais'te, heimathlose Franz, dachte in dem Mädchen Heimath, Eltern und Geschwister zu finden, — da hatte sich ihr Herz mir abgewendet; Ihr hattet sie mir genommen, ich sah, wie weit das schon gediehen war, — Herr, da kam ein Schmerz über mich, davor der Himmel jeden Menschen bewahren möge. Ich meinte oft, das Herz müsse mir zerspringen zu Millionen kleiner Eisenstücke, die dann am Himmel herumführen wie Kometen; ich hätte die ganze Welt mit meinem Schmiedehammer zu einem Breiklumpen schlagen mögen, und ich konnte Nichts thun, als ächzen und stöhnen, stampfen und mit den Nägeln mir die Brust zerreißen. Ich wollte dem Mädchen entsagen, aber es ging nicht; ich wollte fort, oft lief ich Nachts ohne Weg und Steg weit hinaus durch Gestrüpp und Steingeröll, bis mir das Blut der wunden Füße aus den Schu=

hen sprang; aber immer mußte ich wieder zurück, die Blicke ihrer Augen staken in meinem Herzen wie glühende Dolche, und sie hielt die Griffe davon fest; ihre langen, braunen Flechten wanden sich wie Schlangen um mich herum und banden mich an sie fest, wie das Band um ein Rad. Nun wollte ich in ungeheurer Arbeit mich betäuben. — Da arbeitete ich oft so, daß ich Abends wie halb todt im Walde lang; aber wenn sie zu mir herantrat an den Ambos und mir Trank und Essen brachte, dann war mirs immer, als ob ihre Augen mein Hirn auffräßen, und ihr Athem war mir glühender, als die Gluth der Esse, und wieder war mir's auch so unendlich selig zu Muthe; ich preßte dann wohl den Schmerz und die Seligkeit zurück und gedachte mit jedem Hammerschlage ein Stück davon loszuschlagen; aber es blieb, wie es war, und Abends und Nachts kam wieder das wilde Leid. Herr! — Gott wird Euchs lohnen! — laßt mir das Mädchen, Ihr liebt sie doch nicht so wie ich; Ihr liebt sie vielleicht nur aus Kurzweil, und wenn sie Euch nicht mehr hat, dann liebt sie mich wohl noch einmal wieder.“ — Der Junker hatte die Rede des Franz mit Ruhe, zuletzt mit spöttischem Lächeln angehört und antwortete: „guter Junge, nimm Deine Sinne

zusammen. Die Rose blüht nicht für Dich." — „Herr! laßt sie für mich blühen!" rief jetzt Franz im Tone des furchtbarsten Schmerzes und stürzte vor dem Junker auf die Knie; „seht, ich kniee vor Euch nieder, und das hab' ich noch nie gethan und thäts vor keinem Kaiser, laßt sie für mich blühen, sonst ist mein Leben todt, ein offner Sarg, eine umgehauene Eiche; laßt mir das Mädchen!" Jetzt umfaßte er krampfhaft die Füße des Junkers, aber dieser riß sich los: „Weg da, jetzt habe ich des Lamentirens genug!" Franz blieb noch einen Augenblick am Boden; währenddem er an allen Gliedern bebte; nun drückte er die Hände zusammen, daß sie knackten, und man hörte sonst keinen Laut im weiten Kreise; dann richtete er sich auf und sprach: „Nun gut — so sei es denn, ich will nicht mehr bitten; aber das sagt mir: liebt Ihr das Mädchen gewiß und wahrhaftig und wollt sie zu Eurem ehelichen Weibe machen?" — „Darauf habe ich Euch nicht zu antworten," meinte der Junker und drehte sich um zum Fortgehen; aber Franz trat rasch wieder vor ihn hin. „Ihr wollt nicht antworten? gut; aber das sage ich Euch: macht das Mädchen nicht unglücklich, treibt keinen Spott mit ihrer Sittsamkeit — sonst — beim Teufel und beim Herrgott

schwör ich's, mit diesen rauhen Händen erwürg' ich Euch." Er trat mit diesen Worten dicht vor den Junker hin und hielt ihm zornglühend die harten geballten Fäuste vors Gesicht; der Junker zog den Degen. — „Laßt den Bratspieß nur stecken, der schützt Euch doch nicht, wenn ich Euch an die zarten Knochen wollte; bedenkt nur, was ich gesagt; der Himmel und alle Heiligen schützen Euch nicht, wenn Ihr Schlechtes thut;" damit schritt Franz ins Gebüsch. Der Junker sah ihm lächelnd nach: „Was so ein Bursch doch für ein Maul hat;" jetzt sah er einige Augenblicke nieder, dann wieder auf und meinte: „ob ich sie liebe? wohl! ich liebe sie wie den Sonnenstrahl, der mich erwärmt, wie die Rose, die mir duftet, wie den Becher, der mir Wein beut; aber ist mir der Sonnenstrahl lästig — so schließe ich die Laden; ist die Rose welk — so werf ich sie bei Seite; mundet mir der Wein nicht mehr, — so schleudere ich den Becher aus der Hand. Das Leben genießen in ewig neuem Wechsel, des Augenblickes Reiz schlürfen bis zur Neige: Das ist mein Princip, und heute Abend will ich einen frischen Trunk thun, vom schäumenden Becher der Liebe, ehe der beste Duft davon verflogen ist." Hier schlug er ein Schnippchen in die Luft, und im selben Augen=

blicke floh Dortchen auf ihn zu und sank ihm in die zart sie umschlingenden Arme; — wohl zwei Minuten ruhte sie so an seiner Brust, da fuhr sie auf einmal empor, sah ihm mit einem unendlichen, selig-wehmüthigen Blick in die Augen und fragte: „August! — August — liebst Du mich denn auch wirklich? meinst Du es auch gut mit mir?" — „Holder Engel," antwortete der Junker in schmelzendem Tone, „was heißt das?! Was soll ich thun für Dich?" fuhr er mit Begeisterung fort, „daß Du meine volle Liebe erkennst? Soll ich mein Blut tropfenweise für Dich verspritzen und dann sterben, wie der Pelikan, wenn er sich die Brust aufreißt und mit dem eigenen Blute seine Kinder nährt? Soll ich die Sterne vom Himmel reißen und um Dich herstreuen, damit Dein Fuß auf solch reichem Teppich wandelt? Soll ich mit Sonnenfeuer Deinen Namen an den Himmel schreiben, daß er da prange in ewig-flammenden Lettern?" — Das Mädchen sah den anscheinend begeisterten Sprecher scheu und entzückt an; dann meinte sie: „Ach, August! das klingt Alles wohl recht schön, aber ich weiß doch nicht, was Gutes daran ist; thue von dem Allen nichts, Du kannst es auch nicht, schwör mir nur noch einmal, daß Du mich nimmer verlassen willst." — „Ich schwöre es

Dir bei dieser gewaltigen Eiche, die uns umrauscht, bei dem Sterne, der dort oben glänzt!" — „Nein, dabei schwöre nicht; August! so eine Eiche ist leicht gefällt, so ein Stern kann fallen; — schwör es mir hier bei meinem Herzen," und sie nahm seine rechte Hand, und legte sie auf ihr hochklopfendes Herz. — „Ich schwör es bei diesem Heiligthume," rief er und drückte sie fest und fester ans Herz — „und nun komm, setz' Dich zu mir auf dies schwellende Moospolster; unter dieser gewaltigen Eiche, im kühlenden Duft der herrlichen Nacht springt weit mein Herz auf;" er setzte sich nieder, das Mädchen ihm zur Seite, und riesige Wolken bedeckten den Mond, der jetzt nur verstohlen, gleichsam mit einem traurigen Blicke, auf das einsame Paar hinabschaute. —

Zwei Monate waren nach jener Nacht verflossen, als der Schmied und Franz schweigend in die Schmiede traten, sich nach allen Seiten umschauten, dann die Thür rasch zumachten und von innen verschlossen. Des alten Meisters graue Haare waren noch viel grauer, die tiefen Furchen im Gesichte und auf der Stirn noch tiefer geworden, und die Augen glüheten finsterer und düsterer als je. — Franz sah kreideweiß, unheimlich und verstört aus; er schwankte

fast wie ein unterhöhlter Baum im Winde. — Beide lehnten sich jetzt an den Ambos, und nach kurzer Pause begann der Schmied mit dumpfer, aber ruhiger Stimme: „Also Franz, wie gesagt, Du darfst, Du sollst hierin Nichts thun; das Amt ist nur für mich, Du bist des Todes, wenn Du mir dahinein greifst.“ Franz sprach kein Wort, er zuckte nur für einen Augenblick zusammen, dann sah er stier vor sich nieder; der Schmied fuhr fort: „für den Fall, der eintreffen kann, ist mein Haus besorgt, kommt das Dortchen wieder,“ — hier schwieg er, dann drängte sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust hervor und mit zitternder Stimme sprach er: „O Gott! wo mag sie seit gestern Abend sein? ich hätte doch so hart nicht sein sollen!“ — aber als ob er sich dieser Rührung schäme, sprang er rasch wieder in den dumpfen, ruhigen Ton zurück, da fortfahrend, wo er vorhin abgebrochen hatte, „so ist Alles in Ordnung, und sie mag dann sehen, wie sie sich sonst zurecht findet; kommt sie nicht wieder — nun — am Ende desto besser; dann bleibt Haus und Schmiede verschlossen, bis Alles zusammenbricht; ich hab das schon gerichtlich niedergelegt; komm ich davon, so kehre ich zurück und halt aus, so lange es gehet, freiwillig darf ich nicht das vierhundertjährige Erbtheil

verlassen," — jetzt trat er zum Wandschrank, nahm den Hammer heraus und barg ihn hinter das lange Schurzfell, dann fragte er: „also gegen drei Uhr wird er vorbeikommen?" „Ja," antwortete Franz, „ich hab Alles genau ausgekundschaftet — o! — o! daß mich der Kerl auch noch zum Spion macht! — Der Wagen, in dem er verreisen will, ist schon vorausgeschickt, damit man das nicht so merken soll, und er will um drei Uhr hinter drein gehen, ganz allein, als handle es sich um einen Spaziergang und gerade deshalb am hellen Tag, weil er da wohl am wenigsten befürchtet; trägt er aber auch die Pistole wirklich bei sich?" — „Darauf habe ich ja ganz allein gerechnet, wenn er die nicht hätte, wär ja Alles aus," erwiederte der Schmied und ging zur Thüre; jetzt drehete er sich noch einmal um, streckte drohend die Hand aus und murmelte: „Also Franz, greif mir nicht ins Amt, Dein Meister, Dein Vater, der letzte Hupperts verbietet es Dir," damit schritt er hinaus dem Walde zu. — Franz stand einen Augenblick still, dann lachte er höhnisch auf: „Alter Mann, Dein Verbot gilt nicht mehr, ich hab's geschworen, ich halt's!" — Jetzt ergriff er einen eisernen Eimer-Ring, „Will doch mal sehen, ob ich noch drücken kann" — und er drückte den dicken Eisenring in der Mitte zusammen, daß sich eine regelrechte 8

daraus formte. „Hm! es geht noch, und eine Kehle ist doch nicht von Eisen; schießt er mich todt, gut! — thut er's nicht — dann adieu Deutschland! dann geh' ich und such', wo Krieg ist, daß ich mir nicht selbst das Leben zu nehmen brauch'; für jeden Fall will ich mein Ränzel mitnehmen, dazu hab ich noch Zeit, und gepackt ist's schon;" das Alles sprach er gleichgültig vor sich hin und schritt hinaus, als ob's zum Frühstück ging, während am Fensterchen der Schmiede eine bis jetzt unbemerkte, bleiche Mädchengestalt hinweg huschte und in schrecklicher Verzweiflung dem Walde zufloh.

Es war ein entsetzlich schwüler Nachmittag, gleichsam, als ob der scheidende Sommer noch einmal seine ganze Macht gesammelt hätte, um sie einem glühenden Tage als Erinnerung zurück zu lassen. Durch die Bäume traten jetzt der Schmied und der Junker hervor, Letzterer mit etwas zögernden Schritten, auf den freien Platz, der einsamstehenden Eiche zu, wo früher Franz dem Junker gegenüber gestanden, wo dieser dem Mädchen seine Schwüre gegeben hatte. Der Schmied blieb an der Eiche stehen und rief dumpf: „Hier!" und in der erdrückenden, brütenden Stille hörte man nur dieses einzige Wort. Der Junker blieb jetzt auch stehen und fragte mit fest sein sollender Stimme: „Was

soll's denn nun eigentlich, Meister Hupperts? warum haltet Ihr mich in meinem Spaziergang auf und führt mich hierher?" — „Das wißt Ihr nicht?" fragte der Alte mit schneidend kaltem Tone. „Das wißt Ihr nicht?" fragte er noch einmal stärker, als der Andere verlegen schwieg; „Ihr lügt, Ihr wißt's wohl, seht nur, wie Euch das Blut zu Kopfe steigt; aber ich will's Euch noch sagen, bleibt ruhig stehen da und hört mich an." Der Alte lehnte sich breit an die Eiche, man sah ihn nach Ruhe ringen, im Kampfe mit entsetzlichem Zorn; dann blickte er den Junker so scharf und durchbohrend an, daß dieser wie gebannt vor ihm stehen blieb. — „Ich bin ein alter Mann — was ich sonst noch bin, ist nicht für Euch, — ein alter Mann, dem die Welt keine Freude mehr giebt, und habe nur ein einziges Kind; Ihr wißt nicht, was das heißt: ein alter Mann sein und nur ein einziges Kind haben, denn in Euren kostbaren Sälen sind Euch die Jahre Spielzeuge und die Kinder Affen. Ich sage Euch, mein einziges Kind war mein Reichthum und mir lieber als die ganze Welt, mit sammt dem Himmel, und ich baute meine schönste, letzte Hoffnung darauf, und dieses Kind habt Ihr mir zertreten, gemordet, entehrt." — Der alte Mann konnte nicht weiter sprechen, sein riesiger Körper zitterte, die Brust quoll

mächtig hervor, seine Augen sprühten. Der Junker wollte reden. „Schweigt!“ donnerte der Schmied, drückte sich fester an die Eiche, als wolle er sich hineinwühlen und fuhr dann ruhiger fort: „Was ich an Euch gethan habe, wißt Ihr; ich that's nach meinen Gedanken von Recht und Menschenpflicht, wenn mir's auch kein Pfaffe gesagt hat. Hernach ließ ich Euch noch in meinem Hause, weil Ihr so sehr darum batet, und ließ Euch noch mit dem Mädchen verkehren; spracht ja immer von Eurer Ehre, adeligen Gesinnung und von Eurem reinen Wappen und da — da — Himmel und Hölle! und da! — Herr! Euer Adel und Wappen ist schlecht und Eure Ehre ist faul, das sagt Euch ein Bauer, der keinen Adel und kein Wappen hat, aber adliger ist, als Ihr.“ Die Wangen des Junkers hatten sich bei dieser Rede, die wie ein donnernder Bergstrom anschwoll, in Scham und Stolz heiß gefärbt; er wollte die entstandene Pause zum Reden benutzen, aber der Schmied ließ ihn nicht dazu kommen. „Gestern hat Euch mein Mädchen die Folgen Ihrer Schande bekannt und zu Euren Füßen um Rettung Ihrer Ehre geflehet! Ihr habt sie verjagt, wie einen Hund, und heute wollt Ihr entfliehen; — Herr — ist das adlig?“ — „Meister Hupperts,“ antwortete jetzt mit feiner Stimme der Junker, „ich weiß, ich

habe mich schwer gegen Euch und Eure Tochter vergangen, aber ich will es gut zu machen suchen; ich will Euch ein gutes Leben bis zum Tode verschaffen und Eure Tochter mit einem meiner Förster verheirathen." — „O pfui! pfui!" rief jetzt mit schmerzlichem Hohne der unglückliche Vater, was seid Ihr doch für ein erbärmlicher Mensch; Ihr wollt Schande unter Eure Diener bringen, Ihr wollt — doch wozu noch Weiteres: bei mir kommt Ihr nicht so weg, hier spricht ein Bauer ein ernstes Wort mit Euch." — „Was wollt Ihr?" fragte der Bedrohte keck und versuchte unerschrocken zu scheinen. — „Wenn bei Euch Vornehmen sich Zweie beleidigen, so schlagen sie sich mit einander mit scharfen Säbeln, bis Einer todt ist. So etwas Aehnliches wollen wir auch thun; mit Säbeln verstehe ich aber nicht umzugehen, und das Packen wäre zu ungleich, denn ich drückte Euch ja mit einer Hand die vornehmen Knochen zusammen, daß Euch das Blut aus den blanken Nägeln spritzte; aber Ihr habt da in Eurer Tasche ein Reisepistol und seid ein guter Schütze; nun stellt Euch so viel Schritte, als Brauch ist, vor mir auf und schießt auf mich; trefft Ihr mich, — so ist's gut; trefft Ihr mich nicht — so schlag ich Euch mit meinem Hammer todt." — Mit diesen Worten zog der Alte unter seinem Leder=

schurz den ungeheuren Hammer hervor, schwang ihn wirbelnd durch die Luft und trat mit einem weiten Schritte vor den Junker hin; die Muskeln seiner Balkenarme sprangen klopfend hervor, seine Augen glühten und sprühten, man konnte glauben, es müßten würgende Dämone oder Kobolde hervorspringen; seine grauen Haare stiegen sichtbar in die Höhe; die ganze Erscheinung war grauenvoll-schön, entsetzlich-herrlich. — „Wollt Ihr ein Mörder werden?!" schrie der Bedrohte, zitternd und vergeblich nach Fassung ringend. — „Nein!" donnerte die Antwort; „ein Rächer oder ein Todter; stellt Euch hin und schießt, oder bei Gott! ich schlage Euch nieder." Der Junker sah mit raschem Blick das Gefährliche seiner Lage; er hatte es hier mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun, fremde Hülfe war fern, er mußte sich selber schützen, aber ehrlich. „Euer Blut komme über Euch selbst!" rief er, sprang zwölf Schritte zurück, zog die Pistole und zielte. Der Alte sah in mächtiger, erhobener Stellung seinen Gegner an; es zuckte keine Faser seines riesigen Körpers. Jetzt fiel ein Schuß, — der Dampf verflog; ruhig stand der Alte; bleich, wie angewurzelt, der Schütze. — „Jetzt bin ich dran!" zischte knirschend der Schmied, schwang hoch den Hammer, sprang wie ein wüthender Löwe auf sein Opfer zu

— ein Schrei — ein „Halt!“ — der Hammer sauste nieder: der Vater hatte sein Kind erschlagen, — sein Kind, das im entsetzlichen Augenblicke hergestürzt war und sich zwischen Geliebten und Vater geworfen hatte; der Junker floh entsetzt davon. Es schien, als wenn der Schmied urplötzlich zu Stein geworden wäre; auf einmal aber stürzte er wie vom Schlag getroffen um, und lag einige Minuten starr neben der Leiche. Dann richtete er sich langsam halb auf und weinte, das dürre Moos sog begierig seine Thränen ein. Da hörte er in kurzer Entfernung Hülferuf, der sich bald in leises Stöhnen verlor, und nun nahm er mit starrer Eiseskälte die erschlagene Tochter auf den Arm, den Hammer in die linke Hand und schritt dem breiten Waldweg zu; — da lag der Junker erwürgt am Boden. „Hat der Franz mir doch ins Amt gepfuscht; hat den schönen Jungen doch der Teufel geholt; nun — wohl bekomm's ihm!“ Mit diesen ruhig gesprochenen Worten schritt er ruhig und fest weiter, zum nahe gelegenen Gerichtsort. Alles wich ihm scheu aus; er trat in das Zimmer des Richters, legte die Leiche und den Hammer auf den Tisch und sagte: „Herr Richter! mit dem Hammer habe ich meine Tochter erschlagen — thut mit mir nach dem Gesetz.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

2
2
1
2
6
12
25
5
30

267
82
125
474
36
438
44
394
30
364
10
354
60
414

4
160
56

20
20
20
60

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schloenbach, Arnold

Originale Genrebilder aus der Wirklichkeit

Bd.: 2

Breslau 1853

P.o.germ. 1908 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125660-1